



Wilhelm Jherichtenbach

Für stille Stunden

Ein Volksbuch für alle, welche gerne erzählen hören



1861



Inhaltsverzeichnis

Ein Wort an den freundlichen Leser	3
I Historisches	4
Von der meerumschlungenen Insel	5
Die Hexen von Siegburg	13
Sct. Martinsfest in Düsseldorf	17
Die Ritterschlacht in der Kirche zu Wiesdorf	19
II Prosa	21
Die Gänsehüterin	22
Nach dem Tode	39
Ein Piraten-Kampf	41
Die Vergeltung	44
III Lyrik	65
Soldaten-Lied	66
Menschliches Leben	67
Zwei Blättchen	68
Cäsar's Tod	69
Napoleon am Grabe Friedrich's des Großen	70
Todtenkranz	71
Die Antilope unter den Löwen	72
Peter, der Eremit	73
Am Wüstensaume	74

Ein Wort an den freundlichen Leser

Nicht wahr, mein lieber Leser, wenn du den ganzen Tag über recht wacker die Hände gerührt hast, dann möchtest du zum Feierabende zuweilen eine hübsche Geschichte lesen, die dich angenehm unterhält, ohne dir viel Kopfbrechens zu machen. Im Winter, wenn die Abende so lang sind, dann empfindest du dieses Bedürfniß erst recht, besonders, wenn du lieber im Familienkreise als im Wirthshause weilst.

Nun an Büchern und Zeitschriften fehlt es ja nicht, du brauchst nur in den ersten besten Buchladen zu schicken, um gleich ein Dutzend zur Hand zu haben. Aber du hast zweierlei Bedenken; erstens weißt du nicht, ob der Inhalt für dich und dein Haus passt, ob nicht ein verderbliches Gift darin ist, das du vielleicht unbewußter Weise mit der Unterhaltung genießest, und zweitens sind die meisten Bücher theurer, als dir lieb ist.

Um dir sowohl in dem einen wie in dem andern Punkte einen Stein aus dem Wege zu räumen, biete ich dir und deiner Familie dieses Buch an. In stillen Stunden wirst du darin des Angenehmen und Nützlichen recht viel finden, und ich hoffe, dass es dir von Jahr zu Jahr lieber werden wird. Zum größten Theile sollst du Erzählungen haben, in denen sich die zartesten Gefühle des Herzens, mitten aus dem frischen Volksleben geschöpft, abspiegeln. Sie werden dich unterhalten, ohne dich in fieberhafte Aufregung zu versetzen, und wenn ich die Absicht nicht verhehle, dir manchmal einen Spiegel vorzuhalten, worin du dich mit all deinen Fehlern siehst, so brauchst du darum nicht zu fürchten, eine Predigt zu bekommen. Frisch, wahr, offen, frei und natürlich, Scherz und Ernst, aber immer rein und christlich, das ist, was dir frommt und was ich dir biete. Schau, wenn einer so recht von Herzen erzählt, wie es hier und dort zugegangen und wenn sich dabei eine gute Lehre von selbst findet, dann wirkt das zuweilen so gut wie eine kernhafte Predigt, zuweilen noch mehr, besonders bei denen, die nicht öfter in die Kirche gehen, als sie gerade müssen. Neben dem Unterhaltenden sollst du manches Nützliche in Biographien, Reisebeschreibungen, geographischen und geschichtlichen Bildern, Schilderungen aus der Natur, Sagen, Legenden und Gedichten erhalten.

Und nun möge das Buch in die Welt hinausgehen und an den deutschen Herzen anpochen, bis ihm Einlaß gewährt wird. An den deutschen Herzen sage ich, denn deutsch will es sich vor Allem geben. Wo ihm einmal die Thüre geöffnet ist, da wird es sich gewiß Freunde erwerben. Was in

diesem ersten Jahrgange der Neuheit des Unternehmens wegen noch nicht so vollständig geboten werden konnte, wie ich es wünschte, das wird der nächste, zu dem schon die Vorbereitungen getroffen sind, verbessern.

Nun schüttele ich dir die Hand, lieber Leser, und rufe dir zu: Auf Wiedersehen. Wenn du selbst einmal eine hübsche Geschichte oder sonst einen Beitrag erdacht und geschrieben hast, von dem du glaubst, dass auch Andere sich daran erfreuen und belehren könnten, so schicke mir nur die Blätter zu und ich werde sie gerne aufnehmen, wenn sie in die stillen Stunden passen.

Düsseldorf 1861
W. Herchenbach

Teil I

Historisches

Von der meerumschlungenen Insel

Reisebericht

Ankunft in London

London, London! Das Wort hatte für mich seit meiner Kindheit einen mächtigen, heroischen, aber auch zauberhaften Klang, und ehe ich noch eine einigermaßen erhebliche Reise im lieben Vaterlande ausführte, zog es mich mit Gewalt nach jener Riesenstadt. Aber es dauert ziemlich lange bis sich mein nie rastender Wunsch erfüllte. Seitdem habe ich dieses furchtbare Babel wieder und wieder gesehen, aber der Eindruck der ersten Anwesenheit hat sich nie verwischt. Höre, lieber Leser, wie es mir erging:

Die Ueberfahrt von Ostende nach Dover war nicht die beste, denn durch den Kanal heulte der Sturm und spielte mit unserm Schiffe Ballfangen, daß es eine Art hatte. Für mich freilich war das ein Schauspiel so recht nach dem Herzen, und nur ungern verließ ich das Deck, um mit meinen Salzwasser getränkten Kleidern die Cabine aufzusuchen; der Kapitain in seinen hohem Wasserstiefeln war indessen unerbittlich und gab keinen Deut um die Meerpoesie, welche mich oben anheimelte. Da unten aber war's fürchterlich! Doch deckten wir diese Nacht des Elendes mit dem Mantel des Vergessens zu. –

Erfroren, halb krank und schrecklich hungrig kamen wir in Dover an. Kaum war den leiblichen Bedürfnissen Genüge geleistet, so trug und das pustende Eisenroß mit rasender Schnelligkeit dem orte unserer Bestimmung zu, und hier im Bahnhofe erhielt mein Staunen reichliche und wahrlich nie geahnte Nahrung; zunächst durch die unzähligen, thönernen Schornstein, über welche ich hinwegfuhr und welche den Eindruck machten, als bestehe ganz London nur aus einer unentwirrbaren Masse von vielklüftigen Rauchfängen. In der That muß man gestehen, daß die Londoner dein Schornsteinen groß sind.

In der Heimath hatte ich's für nichts geringes erachtet, wenn einmal bei besonders festlichen Gelegenheiten zwei oder drei Eisenbahnzüge hintereinander ankamen, aber hier pff und rauchte alle fünf Minuten ein Zug daher und die Lokomotiven kutscherten nach allen vier Himmelsgegenden in die Kreuz und Quere, wie in meiner Heimathstadt die Droschken nach einem beendigten Pflingstconcerte. Ich dachte alle Augenblicke, es werde rechts oder links eine in den Grund gebohrt werden, und es schien mir, daß ich nie meinem Ende so nahe gewesen sie, als heute. Indessen gingen diese schnaubenden Ungeheuer äußerst friedlich

aneinander vorüber und bewährten den ruhigen Charakter, der auf diesem Eilande heimisch ist.

Zunächst hatte ich nun für Herbeischaffung meines Gepäckes Sorge zu tragen, und das war wahrlich keine Kleinigkeit, denn da gab es nicht Haufen, sondern Berge von Koffern, Säcken, Taschen u. dgl. und da sollte ich armer Mensch mein bescheidenes luggage herausfinden. Mit meinem Englisch haperte es gewaltig, denn ich hatte es nur zierlich und schulgemäß erlernt; hier aber umschwirrte es so naturwüchsig und landheimisch meine Ohren und war dazu so drall in das knappe Gewand hergebrachter Abkürzungen gekleidet, daß ich für die ersten fünf Minuten kein einziges Wort verstand und fast auf den Gedanken kam, die Engländer verstünden kein Englisch.

Aus der Sündfluth von Koffern und Nachtsäcken endlich gerettet, befand ich mich einer unabsehbaren Reihe von Cab's gegenüber; wenigstens zehn von den ehrlichen coachmen machten, wie ich aus ihren Gesten entnehmen konnte, Anspruch auf den Vorzug, den ehrsamem Bürger des weiland deutschen Reiches in den Gasthof zu befördern. In meiner angeborenen Gutmüthigkeit wäre ich gerne allen zehnen gerecht geworden, aber das ging doch nun einmal nicht. Sam Spring, ein ziemlich athletischer Wagenführer machte meinen Skrupeln ein rasches Ende, indem er mich, ohne gerade die zartesten Rücksichten auf einen so unentschlossenen Repräsentanten der german nation zu nehmen, in sein Cab schob und von seinem erhöhten Sitz durch die Lucke hinabfragte: „Where are you going, Sir?“ „Norfolk Street, Straud, Culverwell hotel,“ gab ich nicht ohne eine erhebendes Gefühl zur Antwort, denn dieser Kutscher war der erste Mensch in England, der mich unaufgefordert anredete.

Ich konnte indessen diesem wichtigen Ereignisse nicht lange nachhängen, weil sich die äußern Erscheinungen zu jagen begannen. Wenn ich früher eine lange Wagenreihe vorüberrasseln sah, da machte ich's, wie es jeder thut, ich blieb stehen, zählte die Fahrzeuge und dachte, es müsse irgend etwas Außerordentliches stattgefunden haben, weil der Wagen so viele beisammen waren. Das Zählen hatte diesmal gute Wege, und das aus einem trefflichen Grunde, es waren der Rosse und der Rossebändiger zu viel. Die Reihe nahm vor mir und hinter mir kein Ende, wie weit ich auch blicken mochte. Das schnurrte, rasselte, toste, als ob die ganze Welt in Trümmer gehen sollte. Nun

war es aber mit dieser einen Reihe nicht abgethan, bei Leibe nicht; noch vier andere Reihen vermehrten den Lärm derart, daß ich die Ausrufe meiner eigenen Verwunderung nicht hören konnte. Dem Anscheine gab es zwischen diesen unzähligen Fortbeförderungsmaschinen nicht so viel Raum, daß eine Maus ungequetscht hindurch trippeln konnte, und doch fanden die leichtschwingigen Cab's überall ein Loch, wo sie in unregelmäßigem Cometengänge durchwitschten. Die englischen Kutscher sind ganze Kerle, das muß man ihnen lassen; wenn sich die Axen auf ein Haar streiften, kommt doch nirgends ein Unfall vor. Ich glaube, sie könnten über zwei Stricknadeln an einem Dachgiebel hinauffahren.

Daß mir unter solchen Umständen von meinen beiden Augen weder das rechte noch das linke übrig blieb, um einen Blick auf die Häuser und Paläste zu werfen, versteht sich eigentlich von selbst; auch tröstete ich mich leicht über diesen Verlust, denn ich wollte volle sechs Wochen bleiben, konnte also solchen Besichtigungen manche Stunde opfern.

Mit dem besten Willen von der Welt konnte ich zuletzt von dem ganzen Gewühle nur noch eine wirbelnde, emsig wechselnde Masse unterscheiden; es wurde mir so wirr und toll im Kopfe und dabei so dumm und gedankenlos, als ob ich drehender Kreisel gewesen wäre.

Als endlich der Wagen scharf um die Ecke bog und nach kurzem Rollen vor meinem Gasthofe hielt, da kam ich allmählig wieder in einen menschlichen Zustand zurück, und oben auf meinem Zimmer an der schwarz-schlammigen Themse sammelte ich bei Thee und Käse meine Lebensgeister vollständig.

Nicht abgeschreckt von meine ersten Erlebnissen, schlenderte ich bald wieder auf die Straße hinab, wo ich auf den Trottoirs die Erfahrung machte, daß die auf- und niederwogende Menschenmasse noch zahlreicher vertreten war, als die nebenanrollenden Wagen. Für einen Ankömmling ist es nicht ganz leicht, seinen Weg zu verfolgen, ohne zu stoßen oder gestoßen zu werden. Herrschte in dieser furchtbaren Stadt nicht eine so bewunderungswürdige Ordnung im Kleinsten, wie im größten, so müßten sich die Menschen einander über die Köpfe laufen.

Versuche es nicht, auf den Hauptadern des Verkehrs dich anders, als durch Zeichen verständlich zu machen. Wenn du nicht geradezu einen beim Kopfe nimmst und ihm in die Ohren schreist, wie eine schrille Trompete so ist dein Bemühen eitel.

Ganz London hat übrigens auch auf den Verkehr von Mund zu Mund vollständig verzichtet. Sobald sich der Mensch auf der Straße befindet, spricht er nur noch durch Zeichen. Angenommen, es rasselt ein Omnibus heran, mit dem du eine Strecke fahren willst, so streckst du deinen Arm

in die Höhe. Hat der hinten aufstehenden Condukteur noch Platz, so gibt es dir das durch ein entsprechendes Zeichen zu verstehen, er zieht die Schelle, welche dicht am Ohre des Kutschers erklingt und mit einem Ruck hält der Wagen. Sei rasch mit dem Einsteigen, denn der Omnibus ist immer eilig, auch wenn er keinen einzigen Passagier hat, denn er muß tagtäglich seine lange Route ablaufen und dabei precis sein, weil Tausende auf jeder Straße seiner bestimmten Ankunft harren. In der Wahl der Omnibusse liegt ein besonders Studium, das aber heute nicht hierher gehört. Wer London sehen will, kann das nicht zu Fuße zu Stande bringen, er muß nothwendig fahren, und zwar nicht im Innern eines Omnibus, sondern oben drauf, wo es den Passagieren mit Bänken und Kanapees möglichst bequem gemacht ist. Es gibt übrigens kaum einen größern Genuß, als eine solche Fahrt. Von der luftigen Höhe herab entrollt sich den Augen des Beschauers ein Gewühl, welches mit keiner Feder zu beschreiben ist.

Eine Abend- oder Nachtfahrt, wo die Millionen von Gasflammen die unermeßliche Stadt zu einem weiten Feenreiche umschaffen, ist in gewisser Hinsicht noch interessanter, als eine Tagesfahrt; alle Farben des Regenbogens schaukeln dann an einem vorüber und man glaubt in der That manchmal in einem Geisterreiche zu sein. Wer schnell und direct an Ort und Stelle sein will, nimmt am besten ein Cab, darf aber den Geldbeutel nicht schonen.

Unter- und überirdische Eisenbahnen vermitteln ebenfalls den Verkehr im Innern der Stadt, außerdem auch noch die Menge von kleinen Dampfschiffen auf der Themse.

Vom Fahren wird's nun genug sein, Anderes später.

Eine Wanderung von der London-Brücke bis zum Tower

Wir wollen den Ausgang unserer Wanderung bei der London-Brücke nehmen und denselben Weg verfolgen, den ich nahm, als ich das erste Mal die Weltstadt besuchte. Im Gegensatz zu der ehemaligen, nun längst beseitigten alten Brücke wird sie die neue genannt, doch hat sich dieser Beisatz jetzt fast gänzlich verwischt. Von der alten Brücke gibt uns ein, im Jahre 1650 von Claude Jongh gemaltes Bild eine interessante Ansicht; erst in jüngster Zeit wurde es den Schätzen des South-Kensington-Museum hinzugefügt, und es ist eine um so schätzenswerthere Gabe, da ohne dasselbe wohl Niemand im Stande wäre, sich einen Begriff von dem sonderbaren Bauwerke zu machen.

Wie das Bild zeigt, standen über den achtzehn engen Bogen dieser Brücke eine hübsche Anzahl von stark bewohnten Häusern, so daß sie sich

oberhalb des Wassers in nichts von einer Straße unterschied. Die allererste Brücke war aus Holz construiert und um das Jahr 961 von dem Besitzer der dortigen Fähre für eigene Rechnung und Speculation errichtet und ging später auf seine Tochter über. Dieses, damals noch ausreichende Verkehrsmittel wurde i Jahre 1136 unter Stephan's Regierung, als ein großer Theil der Stadt verbrannte, in Asche gelegt. Von einem Priester mit Namen Cole-Charity, der die Revenuen der zur Brücke gehörigen Grundstücke und mildthätige Gaben zu Hülfe nahm, wurde sie später theils ausgebessert, theils neugebaut und blieb eine Holzbrücke bis zum Jahre 1176. Jetzt begann derselbe Peter Cole-Charity die Brücke in Stein aufzubauen; erst nach dreiunddreißig Jahren (1209) wurde sie vollendet. Sie war ungefähr achthundert Fuß lang und dreißig breit, an beiden Seiten mit Häusern bedeckt, welche ein hölzerner Bogen miteinander verband. Ungefähr in der Mitte befand sich eine Kapelle, die später in ein Wohnhaus umgewandelt wurde Am 10. Juli 1212 war diese Brücke der Schauplatz einer furchtbaren Katastrophe. Am Ende von Southwark war eine Feuersbrunst ausgebrochen; eine ungeheure Menschenmenge kam von London, um löschen zu helfen oder den brand anzusehen, aber die Häuser der City fingen ebenfalls Feuer, so daß die Menschen weder vorwärts noch zurück konnten, sondern vollständig zwischen Flammen eingeschlossen waren. Mehrere Schiffe, welche sich der Brücke näherten, um sie hinwegzubringen, sanken von der Ueberlast, und so verloren dreitausend Menschen theils im Feuer, theils im Wasser ihr Leben. 1282 wurden vier von den Bogen durch das Eis zertrümmert, die Brücke aber 1300 wieder hergestellt; in den Jahren 1471 und 1632 litt sie abermals durch Feuer, so daß sie zur Zeit von Jongh's Gemälde bereits bedeutend von ihrem Charakter eingebüßt hatte. Nachdem sie im Jahre 1725 noch einmal die Unbilden des Feuers ertragen, wurden 1756 alle Häuser auf derselben niedergerissen. Diese alte Brücke mit ihren massiven Pfeilern hatte während sechs Jahrhunderten ihre Pflicht gethan und getreulich den Hauptverkehr zwischen der City und Southwark vermittelt. Von Zeit zu Zeit war sie geflickt und neu gefestet worden, aber als der Verkehr immer weitere Dimensionen annahm und die Themse mit einer größern Anzahl von Schiffen befahren wurde, mußte man zunächst die neunzehn schmalen Bogen erweitern, die nicht viel breiter waren, als die Fenster einer gothischen Kirche; selbst die althehrwürdige Kapelle, welche einen der Pfeiler zierte und die Verkaufsmagazine wurden dem Verkehr geopfert. Dasselbe Schicksal theilte das Southwark-Thor, auf dessen Spitze in den Zeiten des dunkeln Tyrannenthums der Kopf so manches Verschworenen ausgestellt worden. Aber

was half es, daß man der Geschichte von London ihr merkwürdigstes Monument verstümmelte und modernisirte, die restaurierte Brücke konnte auch jetzt den verkehr noch nicht bewältigen, und man mußte sich endlich entschließen, sie gänzlich niederzureißen, um ein neues Werk herzustellen, das über und auf dem Wasser der mächtigen Handels- und Verkehrsfluth freie Passage verschaffte.

Diese neue Brücke ward hundertachtzig Fuß höher den Fluß hinauf gebaut, wodurch der steile Zugang von Fifth-Street-Hill vermieden wurde. Am 15. März 1824 ward der erste Stein gelegt und am 31. Juli 1831 wurde sie vollendet und von König Wilhelm und der Königin Adelaide am 1. August dem Verkehr übergeben.

Die Brücke ist eine der schönsten, die je gebaut worden; die Stadt London hat sie mit den zwei Millionen Pfund Sterling, die sie kostete, nicht zu theuer bezahlt. Sie hat fünf, aus schottischen Granit gebaute Bogen auf dem Wasser und zwei trocken, welche letztere nicht weniger nothwendig sind, als die ersten. Der mittlere hat hundertundzweiundfünfzig Fuß Spannung und läßt dem Verkehr beim höchsten Wasser noch neunundzwanzig Fuß Spielraum. Dennoch beträgt die Steigung nur eins auf hundertundzweiunddreißig. Der mittlere Fahrweg hat eine Breite von dreiundfünfzig Fuß, während auf jeder Seite noch neun Fuß für die Fußgänger übrig bleiben. Die ganze Länge beträgt neunhundertundachtundzwanzig Fuß und das Gewicht der verbrauchten Steine erreicht eine Last von einhundertundzwanzigtausend Tonnen. Wenn also auch diese neue Brücke gegen die altherthümliche und bizarre Bauart der alten ziemlich nüchtern und modern dreinsieht, so ist die doch von ungleich größerer Bedeutung in Styl, Großartigkeit und Zweckdienlichkeit.

Wer sich einen rechten Begriff von dem ungeheuren Verkehr machen will, der seinen Weg hierher nimmt, darf sch nur eine Zeitlang auf dieser Brücke aufhalten, wo sich die hochbepackten Lastwagen, die Karren und Wäglein der Gewürzkrämer, Fleischer und anderer Gewerbetreibenden, die Cab's, Kutschen, Omnibusse dicht aufeinander gedrängt unaufhörlich folgen, die Fußgänger sich durch ihre Menge fast erdrücken und wo außerdem die weiten Bogen unter derselben bald Schiffe in sich aufnehmen, bald auf der andern Seite wieder entlassen, alles unaufhörlich ohne Rast und Ruhe, Tag und Nacht. Der Transport und die Bewegung auf dem Wasser ist so bedeutend, daß ein demselben gewidmeter Artikel auch für den Laien das größte Interesse haben würde.

Ein Besuch der London-Brücke lohnt auch wegen des herrlichen Panorama's, denn man hat hier die Aussicht auf verschiedene andere Brücken, Sct. Pauls Kathedrale und eine unzählbare Menge von Kirchen und Kapellen.

Das unaufhörliche Geschiebe und Gedränge setzt den Reisenden eine Zeitlang in Erstaunen, weil er nie und nirgendwo solche fluthenden Massen gesehen, weil er glaubt, nicht die Bewohner einer Stadt verkehrten hier zwischen den beiden Ufern des gemeinschaftlichen Flusses, sondern weil es ihm deucht, ganze Volksstämme hätten ihre ferne Heimath verlassen und kämen nun, sich an der Themse niederzulassen. Auf die Dauer aber werden Auge und Ohr von dem nierastenden Lärm, von der ewig wechselnden Scenerie ermüdet und man sehnt sich hinweg.

Ueberschreitet man die Brücke und geht in gerader Richtung weiter so gelangt man bald nach Sct. Margaretha's Kirchhof, wo das sogenannte Monument steht, eine kannelirte Säule, dorischer Ordnung, welche zum Andenken an den großen Brand von 1666 dort errichtet ist. Christian Wren machte die Zeichnung, und man brauchte sechs Jahre bis sie vollendet war (von 1671-77). Sie ist zweihundertundzwei Fuß hoch und von dem Hause in Pudding-Lane, wo das Feuer zuerst ausbrach zweihundertundzwei Fuß entfernt, so daß, wenn sie in gerader Richtung umstürzte, sie das Haus berühren müßte. Im Innern kann man auf einer Treppe von dreihundertfünfundvierzig Stufen bis zu der zweiundvierzig Fuß hohen Urne hinaufsteigen. Dieser lustige Standpunkt war eine zeitlang in der Mode, um sich von da hinunterzustoßen. Die lebensmüden kamen schon todt auf dem Boden an, ehe sie auf dem Pflaster zerschmettert wurden. Die Säule kostete dreizehntausend siebenhundert Pfund Sterling. Es war am 2. September 1666 alten Styls, als dieser furchtbare Brand ausbrach. Von diesem Feuer sind so viele Einzelheiten aufbewahrt worden, daß man einen dicken Band damit anfüllen könnte, doch möge hier ein kurzer Umriss genügen.

Im Laufe des vorhergehenden Jahres war London von der Pest heimgesucht worden und zwar in einem so hohen Grade, wie man sie nie vorher in England gekannt hatte. Vom Mai bis September wurden einhundertsechzigtausend Menschen hinweggerafft, und man kann in Wahrheit sagen, daß London ein großes Leichenfeld war. Kaum erholten sich die Einwohner von dem furchtbaren Uebel, kaum belebten sich wieder die Straßen, in denen bereits das Gras wuchs, als eine neue Kalamität eintrat, eine furchtbare Feuersbrunst, welche unter dem Namen „das große Feuer von London“ bekannt ist.

Obschon über den Ursprung des Brandes keine Gewißheit vorhanden ist, stimmen doch alle Vermuthungen darin überein, daß es in einem Hause der Pudding-Lane an der Ostseite der neuen Fifth-Street-Hill, zehn Häuser von der Themse-Straße ausbrach. Dieses Haus war damals von einem Bäcker mit Namen Farryner bewohnt.

Ein Zeitgenosse erzählt die Katastrophe wie

folgt: „Unsere Magd Tane, welche spät in der Nacht aufgeblieben war, stürzte gegen drei Uhr Morgens in mein Zimmer, um uns zu benachrichtigen, daß man in der City ein großes Feuer sähe. Ich sprang auf, warf meinen Schlafrock um und ging an ihr Fenster. Pepys, so hieß jener Berichterstatter, glaubte, es sei weit genug von seinem Hause entfernt, um ihn und die Seinigen zu beunruhigen und ging wieder zu Bette. Um sieben, fährt er in seiner Erzählung fort, stand ich wieder auf und kleidete mich an, hielt aber das Feuer nicht für sehr beträchtlich, doch sagte Jane, es seien währen der Nacht dreihundert Häuser abgebrannt und die Fifth-Straße (bei der alten London-Brücke) stehe noch in Flammen. Durch diesen Bericht beunruhigt ging ich zum Tower und stieg mit Sir J. Robinsons Knaben auf einen Thurm; dort sah ich in der That die letzten Häuser an der Brücke brennen und überdies ein ausgedehntes Feuer diesseits und jenseits der Brücke. Ich eilte zum Wasser hinab, nahm ein Boot und näherte mich dem furchtbaren Brande. Näher kommend sah ich, wie alle Welt beschäftigt war, Güter und dergleichen in den Fluß zu werfen oder in Boote zu bringen, die zum Abstoßen bereit lagen. Arme Leute sah ich in ihren Häusern verweilen, bis die Flammen ihre Körper berührten, wo sie dann endlich nothgedrungen in die Boote eilten oder an den Treppenstufen zur Themse hinabgingen, nicht wissen, wohin sie das nackte Leben bergen sollten. Schwalben, welche von dem schrecklichen Elemente genöthigt wurden, die Häuser zu verlassen, hockten an den Fenstern und auf den Balkonen, bis ihre Flügel verengt wurden und sie todt zu Boden fielen.“

Am Abende ging Pepys, von seiner Frau und seinen Freunden begleitet, wieder auf die Themse und sie näherten sich dem Feuer so viel, als dieses bei dem dichten Rauche möglich war; der Brand hatte sich seit dem morgen beträchtlich ausgedehnt und das brausende, heulende, wogende Element wuchs noch beständig, da der Wind die Flammen in rasender Eile weiter trieb. Die Themse wurde mit einem Regen von Funken überschüttet, welche unaufhörlich in das Wasser zischten. Natürlich zündeten diese Funken und der heulende Flammenschwall immer neue Häuser an. „Als wir es auf der Themse nicht mehr aushalten konnte, gingen wir zu einem kleinen Ale-Hause an der Bankseite, den drei Kranichen gegenüber, und blieben dort, bis es ganz dunkel war. Je düstere es wurde, desto besser konnte man die wachsende Gluth bemerken. In Ecken und Winkeln, zwischen Kirchen und Häusern, auf Thürmen und Dächern in der City stieg sie, so weit wir sehen konnten, blutig roth empor. Es sah nicht aus, wie ein gewöhnliches Feuer, sondern wie ein blutiger Bogen, der sich wohl eine Meile lang heulend und brodelnd über die Stadt

ausspannte; es war so fürchterlich, daß ich weinen mußte. Kirchen und Häuser stürzten mit schrecklichem Gekrache zusammen.“

Sonntags dehnte sich das verderbenbringende Element bis Garlick Hyttre in der Themse-Straße aus und legte die Canonstraße nieder. Ein orkanartiger Wind trieb die Flammen in das Centrum der City. Früh am Montag stand die ganze Gracechurch-Street, Lombard-Street, und ein Theil von Fenchurch-Street im Feuer. Dann ergriffen die Flammen Cornhill, hüllten die Börse und die andern Gebäude der Straße ein. Die Bestürzung war so groß, daß die Leute umherstanden, in die Flammen starrten und ohne einen versuch zur Rettung ihre Eigenthums zu machen, laut schrieten und lamentirten. An andern Stellen sah man die Themse mit Schiffen bedeckt, das Gerettete hinwegzuführen; auch waren im Felde alle Straßen mit geflüchtetem Gut bedeckt. Hier waren auch in der Eile Zelte errichtet worden, um die Menschen unterzubringen, welche obdachlos umherirrten. –

Der ganze Himmel glich einem flammenden Ofen und viele Nächte sah man den glühenden Schein vierzig Meilen weit in der Umgegend. Möge der Herr meine Augen bewahren, sagt ein anderer Zeitgenosse, Evelye, daß sie nie wieder einen ähnlichen Anblick haben, wie jetzt, wo tausende von Häusern in Flammen stehen, wo das Gebrause der Flammen, das Krachen und Donnern der umstürzenden Gebäude, das Schreien von Frauen und Kindern, das Laufen des Volkes, das Fallen der Thürme und Kirchen, dem schrecklichsten Sturme gleicht, wo die Luft so heiß ist, daß man umzukommen glaubt, wo die Leute still stehen und es ruhig brennen lassen – und das Alles mindestens zwei Meilen in die Länge und in der Breite.

Jetzt machte man den Vorschlag, alle Häuser vor der Themse bis nach Hollorn-Brücke an der einen Seite des Fleetbaches niederzureißen. Im Laufe des Montags wurde Cheap-Side und eine große Menge von Straßen hüben und drüben niedergebrannt, ehe noch der Tag anbrach. Dinstags Morgens um neun Uhr hatte das Feuer Sct. Paul's Cathedrale erreicht und stürmte gegen Budgate vorwärts, wo es die Werkleute vertrieb, welche die Häuser abbrachen. Gleich einem flammenden Strome floß es nun Fleetstreet hinab.

Diese Nacht war noch schrecklicher als die vorhergehende, denn es eilte in rasender Schnelligkeit vorwärts. Doch ließ im Laufe dieser Nacht der Wind ein wenig nach und das Feuer hielt an Temple inne; in Shoelane brannte es bis Mittwoch Mittag fort, und in Cripplegate sogar bis zum Abende. Man that dem Brande hauptsächlich dadurch Einhalt, daß man die Häuser mit Pulver in die Luft sprengte. Man grub ein Faß mit diesem Sprengstoffe unter jedes Haus; sobald es

entzündet wurde, flogen die Gebäude eine oder zwei Ellen in die Höhe und fielen dann in tausend Stücke auseinander.

Auf diese Weise wurde nach und nach das Feuer in einen Kreis gebannt, wo es indessen unter den Trümmern noch fortglühte. Glücklicher Weise fielen dem ungeheuren Brande nur sechs oder sieben Menschenleben zum Opfer. Unzählige hatten indeß nur das nackte Leben gerettet und lagen jetzt in den Feldern umher unter freiem Himmel.

Die engern Straßen konnte man gar nicht passieren, denn sie waren vollständig mit gefallenem Mauerwerk ausgefüllt, und selbst in den breiteren versengte man sich die Füße und das Haar beim Durchwandeln derselben. Nirgendwo konnte man erkennen, wo man sich befand, wenn man nicht auf die Ruinen einer Kirche oder eines sonstigen ausgezeichneten Bauwerks stieß.

Tausende von Menschen, welche ihr ganzes Leben hindurch an Reichtum und Comfort gewöhnt waren, lagen jetzt bei den Trümmern ihrer Häuser arm und elend. Um den Wirrwarr noch zu vergrößern, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, die Franzosen und Holländer seien gelandet und im Begriffe, einen Ueberfall auszuführen. Die Regierung war genöthigt, Truppen in's Feld zu schicken, um die Unglücklichen von thörichtem Handeln abzuhalten. Drei Viertel der City, vierhundert Straßen und Gassen, dreizehntausendzweihundert Häuser, St. Paul's Cathedrale, sechsundachtzig Pfarrkirchen, sechs Capellen, das prächtige Gebäude von Guildhall, die Börse, das Zollhaus, verschiedene Hospitäler, zweiundfünfzig Zunfthäuser, zahlreiche andere Prachtgebäude, drei Stadthore, vier steinerne Brücken etc. etc. lagen in Asche. Der Schaden betrug elf Millionen Pfund Sterling.

Und dennoch wandte sich dieses große Unglück zum Segen für die Hauptstadt und das Inselreich, denn die City erhob sich bald schöner und glänzender aus den Ruinen, und die pest, die sonst jedes Jahr wiederkehrte und hier ihren Hauptherd hatte, war so rein herausgebrannt, daß sie seitdem niemals wiederkehrte.

Der Geschichtsforscher aber sucht an diesen Stellen vergebens nach den Plätzen und Winkeln, an welche sich aus der Zeit vor dem Brand eine historisches Interesse knüpft; das Feuer hat die meisten Spuren derselben total verwischt; nur die Lage im Allgemeinen ist durch die Tradition an die Nachkommen überliefert worden. –

Folgen wir nun links der Themse, so gelangen wir bald an Fischmongerhall, wo wir uns einige Augenblicke aufhalten müssen.

Es scheint, daß die Londoner Fischhändler einst bei weitem die reichste Gilde ausgemacht haben. Ursprünglich theilten sie sich in zwei große Körperschaften, die Salzfischhändler, incorporirt 1433 durch Heinrich VI. und die Stockfischhändler.

ler, incorporirt 1509 durch Heinrich VII. Unzweifelhaft war der Fischverbrauch zur Zeit, da England noch katholisch war, ungleich bedeutender als jetzt. Aber wie die Dinge manchmal einen wunderlichen Verlauf nehmen, das kann man auch an diesen Fischhändlern sehen. Ob schon nämlich mit der von Heinrich VIII. eingeführten Reformation die Abstinenz aufgehoben wurde, so fand sich doch die Legislatur genöthigt, in die Fußstapfen der katholischen Kirche zu treten, indem sie den Fischgenuß ermuthigte und befürwortete. Es kam sogar im Jahre 1563 die sonderbare Parlamentsacte zu Stande, wonach es am Mittwoch und Samstag unter Strafe verboten war, Fleisch zu genießen. Die Nothwendigkeit dieses Gesetzes wurde darin gefunden, daß das Vieh geschont und der Fischhandel unterstützt werden müßte. Man konnte sich zwar gegen Erlegung einer gewissen Summe von diesem Verbote loskaufen, doch auch dann war nur Hammelfleisch erlaubt. So viel ich weiß, ist dieses Gesetz bis heute noch nicht aufgehoben, wenn es auch, wie der Augenschein lehrt, mit dem Befolgen stark hapert. Wir dürfen uns wohl die Frage erlauben, warum die Engländer, denen doch weniger gute Gründe für die Enthaltbarkeit zur Seite stehen, als den Katholiken, dieses Umstandes wegen niemals eine Anfechtung zu erdulden hatten.

So wurde den Fischhändlern das Gewerbe ziemlich glänzend erhalten, und sie nahmen ihren Platz noch vor der reichen Zunft der Goldschmiede ein. Während einer langen Periode war der Einfluß dieser Gilde so groß, daß sie in einem Zeitraum von vierundzwanzig Jahren der City nicht weniger als sechs Lord-Mayors gab. Der berühmteste von ihnen, William Walworth, schlug den Aufständischen Watt Taylor in Smithfield, der sich an die Spitze von dreißigtausend Rebellen gestellt hatte. Für diese mannhafte That ward er von König Richard II. zum Ritter geschlagen, und einer, indessen nicht verbürgten Sage gemäß, ward durch dieses Ereigniß dem City-Wappen der Degen hinzugefügt.

All' diese Glorie scheint den Fischhändlern die Feindschaft der übrigen Genossenschaften in hohem Maße zugezogen zu haben. Walworth's Nachfolger, der berühmte John of Northampton, ein Tuchwiker, war den Fischhändlern so feindlich gesinnt, daß er ihre Macht vollständig zu brechen suchte. Er brachte es beim Könige dahin, daß ihnen das Monopol genommen wurde, daß auch Fremde Fische in London verkaufen durften, ja daß ihre Gilde den übrigen als nicht ebenbürtig erklärt wurde. Für die Folge sollte kein Fischhändler mehr Lord-Mayor werden können. Doch, sobald Northampton's Regiment abgelassen war, wurden sie durch Parlamentsacte wieder in alle ihre alten Rechte eingesetzt.

Ehe sich die Salz- und Stockfischhändler verein-

nigten, hatten sie nicht weniger als sechs Hallen. Nach der Vereinigung aber wählten sie eine einzige gemeinschaftliche in der Themsestraße; dieses alte Gebäude wurde in dem großen Feuer zerstört; bald nachher erbauten sie nach Wren's Zeichnung eine neue Halle in derselben Gegend. Es war ein prachtvolles Gebäude und übertraf Alles dergartiges in der City. Bei der Erbauung der neuen London-Brücke wurde es niedergerissen, um einem bessern Zugange zur Brücke Platz zu machen. Die Gilde mußte sich also wieder zum Bauen bequemen und es ward ganz in der Nähe die glänzende Halle errichtet, welche jetzt noch steht, und die wir auf unserer Wanderung passiren. Der untere Theil besteht aus Kellern, Waarenhäusern und Läden, der obere aus Comptoirs und andern Räumen zum Gebrauch der Gilde. –

Wenden wir uns nun Lower-Themse-Street hinab, so gelangen wir bald an eine Treppe, welche zum Flusse hinabführt, wo man in eines der vielen Dampfschiffe steigen kann, welche auf dem Wasser dasselbe sind, was die Omnibusse zu Lande.

Wer eine Reise nach London macht, darf es nicht versäumen, einigemal eine Fahrt mit einem dieser Penny- oder Hap'ny Dampfboote zu machen; es ist das durchaus nöthig, um einen Begriff von dem Lokalverkehr zu Wasser zu bekommen. Für einen Penny fährt man eine weite Strecke und hat dabei die Aussicht auf eine Menge von großartigen Gebäuden, Kirchen und Pallästen. Man braucht bei diesen Fahrten nicht zu fürchten, zu früh oder zu spät zu kommen, denn vor den Hauptstationen fährt ungefähr alle fünf Minuten ein solches Boot ab; dennoch sind sie stets gefüllt, und es würde sich ein empfindlicher Mangel bemerkbar machen, wenn diese Dampf flotte ihre Thätigkeit einstellte, oder sich auch nur verringerte.

Die ausgedehnten Entfernungen machen es unabweisbar nothwendig, daß Jeder, vom Lord bis zur Köchin und zum Hausknechte herab, sich entweder des Wagens oder des Schiffes bedient. Diese Penny-Steamboats bilden an und für sich schon eine Flotte von Schiffen, die mit einer wahren Eisenbahnschnelligkeit aneinander vorüber- und nebeneinander her schießen. Rechnet man dazu die größeren Handelsschiffe, die unaufhörlich kommen und gehen, die unzähligen Kohlen- und buntbemalten Strohschiffe, so kann man sich einen Begriff von dem Gewimmel machen, welches auf dem schlammigen Strome herrscht. Der Fahrende muß sein Ziel, wo er absteigen will, gut kennen, denn in kurzen Zwischenräumen hält das Boot an einem der Piers oder Landungsplätze, wo es im Fluge Passagiere absetzt und neue einnimmt, bis es seinen Cours ganz abgelaufen hat und wieder umkehrt.

Vor 1816 wurde dieser ganze Verkehr durch Ruderboote vermittelt, bis ein speculativer Kopf auf

den Gedanken kam, ein kleines Dampfboot zu bauen. Kaum hatte er es vom Stapel laufen lassen, so riß er der Schnelligkeit und Billigkeit wegen einen großen Theil des Verkehrs an sich. Die Ruderschiffer wurden beim Lord-Mayor klagbar, da sie aber kein Privilegium aufzuweisen hatten, so konnte der Lord-Mayor nichts Anderes thun, als ihnen rathen, auch ein Dampfboot zu bauen. Nach langem Widerstreben fügten sie sich in die Nothwendigkeit. Heute ist der Fluß mit diesen Booten bedeckt, und alle machen gute Geschäfte.

Gangbare Werfte, wie sie in unseren Städten den Rhein entlang laufen, hat die Themse nur an wenigen Stellen. Auch macht das schmutzige Wasser eine solche Einrichtung nicht wünschenswerth. In der engen von hohen Häusern eingeschlossenen Straße, wo der enorme Wagenverkehr das rasche Weiterkommen des Fußgängers sehr erschwert, gehen von Zeit zu Zeit enge Gässchen, Lanes genannt, an die Themse, die zuweilen für eine Schieb- oder Handkarre kaum genug Breite haben; sie bieten dem Auge wenig und sind nicht geeignet, unsere Aufmerksamkeit abzuziehen; doch gelangen wir bald zu einem Gebäude, welches dieselbe in einem hohen Maaße verdient, zur

Kohlenbörse.

Sie ist ein noch neues Bauwerk und wurde am 30. October 1849 durch den Prinzen Albert eröffnet. Beim Graben der Fundamente legte man ein römisches Badehaus offen, welches zwar überbaut wurde, aber noch heut zu sehen ist. Diese Börse ist eine Rotunda, deren innere tiefliegende Seite mit solchen fossilen Pflanzenbildungen eingelegt ist, welche sich in den Kohlengruben vorfinden, besonders Palmen und Farrenkräuter. Dazwischen befinden sich die Bildnisse von Männern, welche sich um den Handel ein hervorragendes Verdienst erwarben. Der Flur ist in der Form eines Schiffscompasses ausgelegt und besteht aus mehr als vierzigtausend Stücken Holz. Man sagt, die Maulbeerholstückchen, welche sich dazwischen befinden, seien von einem Baume, den Peter der große während seines Aufenthaltes in London pflanzte. Mit dem Londoner Kohlenhandel beschäftigen sich nicht weniger als zwanzigtausend Seeleute.

Nicht weit von der Börse befindet sich in der Themse der sogenannte Pool, wo die Kohlenflotte hält und kaum Raum für eine Fahrstraße übrig läßt. Man muß das sehen, um sich einen Begriff von dem ungeheuern Verbrauch dieses Materials zu machen. Der Kohlenbörse fast gegenüber liegt an einem offenen, die Themse berührenden Platze der Fischmarkt.

Billingsgate

Er dient zugleich als Werft, Landungsplatz und Markt. Königin Elisabeth gab einen Befehl, wonach der Raum ein offener Platz bleiben sollte,

um, Fische, Korn und einige andere Waaren zu landen. Der Sage gemäß soll der Markt seinen Namen von einem brittischen Könige Belin erhalten haben, der ihn vierhundert Jahre vor Christi Geburt errichtete und dessen Asche, nachdem er verbrannt worden war, hier in einem kupfernen Gefäße beigesetzt wurde. Die Fische, welche hier in sehr bedeutenden Quantitäten angefahren werden, bleiben nur zu einem Drittel in London, denn die außerordentliche Vermehrung der Eisenbahnen hat die Hauptstadt zum Fischmarkte von halb England gemacht. Die Sprache, welche hier von Männern und Weibern geführt wird, hat ebenso wenig von der Rhetorik als von der Moral an sich; in dieser Hinsicht hatte der Platz schon zu Pope's Zeiten eine traurige Berühmtheit. Für den Fremden lohnt es sich wohl der Mühe, einen Gang nach Billingsgate zu machen und die unglaubliche Menge von Fischen, Krabben etc. zu sehen, die hier Tag um Tag aus- und eingeschifft werden. Ganz Europa trägt zu diesem Verkehr bei.

Customs-House

Von hier aus erreicht man schnell Customs-House, das Zollhaus, welches, seiner Bestimmung ganz entsprechend, die lange reiche Facade dem Flusse zukehrt. Nahezu die Hälfte aller steuerbaren Waaren des vereinigten Königreiches passieren dieses Haus, um in den Londoner Häfen und Docks aufgestapelt zu werden. Fast dreitausend Personen werden im Dienste von Customs-House verwendet. Es zahlt an Gehältern die Summe von zweihunderteinundsiebzigtausend zweihundertunddreizehn Pfund Sterling. Der Fremde muß nicht versäumen den hundertundneunzig Fuß langen, sechsundsechzig Fuß breiten Saal zu sehen. Die Terrasse nach der Themse hin ist ein angenehmer Spaziergang und bietet dem Beschauer ein sehr belebtes Bild des Schiffsverkehrs. Auf dieser Terrasse versuchte der Dichter Cowper, seinem Leben ein Ende zu machen.

Ein kurzer Marsch bringt uns nach Trinity-House an der Nordseite von Towerhill. Das Gebäude bietet von außen nichts besonderes Merkwürdiges, dafür ist aber seine Bestimmung um so wichtiger. Es wurde unter Henry VIII. Regierung von dem damaligen Flottencontroller Sir Thomas Spert gegründet und hat sich das Wachstum und die Ermuthigung der Schifffahrt zum Ziele gesetzt. Es unterhält um die Küsten des ganzen Eilandes herum die Leuchttürme und Seezeichen und steht mit der ganzen Admiralität in der engsten Verbindung. Der verstorbene Herzog von Wellington war bis zu seinem Tode 1852 Meister der Corporation.

Nun haben wir auf der anderen Seite den weltberühmten Tower of London, doch wollen wir unsere Leser für jetzt nicht hineinführen, da sonst dieser Theil der Unterhaltung zu lang

würde. Nächstens fahren wir auf unserer Wanderung fort. Heute haben wir absichtlich einen ziemlich abgelegenen und verhältnißmäßig wenig belebten Theil von London besucht, um den Leser für das furchtbare Menschengetümmel vorzubereiten, das wir ihm später zeigen werden.

Die Hexen von Siegburg

Historische Skizze

In unsern Tagen glaubt das kleinste Kind nicht mehr an Hexen, Zauberer und dergleichen Dinge. Niemand ist jetzt mehr so einfältig, irgend einem Menschen eine Kraft zuzuschreiben, welche über das Natürliche hinausgeht. So war es aber nicht immer; es gab eine dunkle Zeit, in welcher man, der Vernunft und der Religion Hohn sprechend, die unschuldigsten Menschen an das Messer oder auf den Scheiterhaufen lieferte, weil sie Dinge gethan haben sollten, die einem Sterblichen zu verrichten unmöglich sind. Und nicht allein die Dummen und Einfältigen waren es, die einem so abscheulichen und verdammungswürdigen Aberglauben huldigten, sondern auch die Gelehrten, die Leuchten und Lichter des Volkes. Es gab der Orte unzählige, wo man förmliche Hexengerichte eingerichtet hatte; unter andern auch eines in der Stadt Siegburg, von welchem hier die Rede sein soll.

Der Verfasser hat als Kind hundertmal den Hexenthurm gesehen, an den sich die scheußlichsten Traditionen knüpfen, die zum Theil auch protokollarisch festgesetzt sind. Während des dreißigjährigen Krieges, in den Jahren 1636, 37 und 38 war dieses Gericht, welchem die beiden Doctoren Franz Baurman und Caspar Liblar als Präsidenten vorsahen, in vollster Blüthe. Wir wollen hier einige eclatante Fälle besonders hervorheben.

Ein gewisser Christian Lindlar kam zum Sterben. Vor seinem Tode bildete er sich ein, er sei von einer Hexe berührt worden und müsse deßhalb vor der Zeit den Weg alles Fleisches gehen. Weil er diesen Gedanken beständig wiederholte, so glaubte er zuletzt so fest daran, daß er sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, der Behörde davon Anzeige zu machen, damit, nach seiner Ansicht, die Menschheit vor Schaden und Nachtheil behütet werde. An eilfertigen Händen in solchen Dingen fehlte es damals nirgendwo; er brauchte nur den Wunsch zu äußern, das Gericht an seinem Bette zu sehen, so war auch schon ein Bote auf dem Wege, der es herbeiholte.

Das Gericht erschien bereitwillig und schnell, und nun klagte der Lindlar die Ehefrau des Peter Meurer, Kunigunde oder Künge an, sie habe ihn einst berührt, wodurch er zuerst seine Maneskraft verloren, und dann nach und nach abgenommen habe, bis zuletzt alle seine Kräfte verschwunden seien und er nun erbärmlich sterben müsse.

Daß der Mann sein eigenes Hirngespinnst für wahr hielt, ist unzweifelhaft, denn er sah den Tod

vor sich und zögerte doch keinen Augenblick auf die Wahrheit seiner Aussage, das heilige Sakrament zu empfangen.

Als er gestorben war, ließ das Gericht die Künge zur Vernehmung vorladen. Sie erschien und leugnete, daß sie Kräfte besitze, welche einem Menschen den Tod anthun könnten; auch behauptete sie, den Lindlar gar nicht berührt zu haben.

Der Procurator Fisci ließ Zeugen vorladen, welche die Aussage des Verstorbenen bestätigen sollten. Diese Zeugen konnten über den Charakter und das Leben der Künge durchaus nichts Nachtheiliges sagen, sondern wußten nur Gutes von ihr; doch hatten sie allerdings einmal gesehen, daß sie den Lindlar berührt hatte.

Die Richter fanden es sehr verdächtig, daß Künge die Berührung leugnete und zogen daraus den Schluß, daß sie auch der andern Anklage schuldig sei. Sie verloren deßhalb keinen Augenblick, sie prüfen und in den Thurm werfen zu lassen.

Als man sich ihrer auf diese Weise versichert hatte, ging man zunächst dazu über, ihre Haut zu untersuchen, denn man ging von der Ansicht aus, diejenigen, welche mit dem Teufel in Verkehr und geheimen Bündnisse stünden, erhielten von ihm Flecken, Zeichen und Pöckchen auf- und eingepägt, die man mit dem Namen Stimata diabolica belegte. Vielleicht gibt es nicht viele Menschen auf der Welt, deren Haut so glatt sei, daß sich niemals ein Fleckchen oder Pöckchen auf derselben zeige. Unglücklicher Weise hatte Künge deren viel; deßhalb war ihr schon das Urtheil gesprochen, ehe sie noch recht verhört war. Bei den Präsidenten, dem Procurator und den Richtern stand es von vornherein fest, daß sie eine Hexe sei und doch hatten diese ehrenwerthen Herren vielleicht selbst keine reine Haut.

Nachdem diese Flecken aufgefunden waren, muthete man Künge zu, sie solle ihre unzweifelhaft feststehende Schuld bekennen. Da sie sich natürlich weigerte, weil sie nichts gethan hatte, so wurde sie von den Richtern einem Exorzisten übergeben, der ihr mit Sprüchen und Gebeten den innewohnenden Teufel austreiben sollte, damit sie reumüthig bekenne. Aber alles Beten und Segnen half nicht, Künge leugnete fortwährend und vermaß sich hoch und theuer, daß man ihr das größte Urecht anthue!

Aber ihr Jammern und Wehklagen ging an den Ohren der Richter ungehört vorüber, denn diese wollten um jeden Preis ein Geständniß. Da sie die-

ses nicht erlangen konnten, so riefen sie Meister Hansen, den Scharfrichter, herbei.

Dieser Meister Hansen war so recht für Hexenprozesse geschaffen, denn er kannte kein Mitleid und Erbarmen, sondern hatte nur an Ausübung von Martern und Qualen seine Freude. Er führte die Küngen in die Folterkammer, entkleidete sie und begann dann, ihr in jedes einzelne der sogenannten Teufelsmale eine eiserne Nadel einzutreiben. Dieses geschah, wie er ausdrücklich bemerkte, im Namen Jesu. Die Haare sträuben sich dem Frommen, wenn er sieht, welcher sträflicher Mißbrauch mit dem höchsten aller Namen getrieben wurde.

Der Leser kann sich leicht vorstellen, daß Küngen von diesen Nadeln, welche tief in ihr Fleisch eindringen, hart gequält wurde; aber wie tief er sie auch eintreiben mochte, sie behauptete immer noch ihre Unschuld.

Meister Hansen legte ihr darnach die Beinschrauben an, zog sie mit einer Maschiene in die Höhe und zerfetzte ihren nackten Körper mit Ruthenhieben.

Sie schrie vor Schmerz und biß sich fast die Zunge ab, um nur nicht aus Schmerz gegen sich selbst zu zeugen; und glücklich überwand sie auch diese furchtbare Qual. Meister Hansen erschöpfte alle Grade der Tortur, ohne zu seinem Zwecke zu gelangen, bis sie endlich, auf die Sedes vigiliarum festgeschraubt, unter den unsäglichsten Schmerzen zu dem Entschlusse kam, lieber eine falsche Anklage gegen sich selbst zu erheben, als noch länger gemartert zu werden.

Als sie wieder vor das Blutgericht geführt wurde, legte sie ein Bekenntniß ab, daß sie vollständig zur Hexe machte. Alles, was damals von Hexen im Schwunge ging, sagte sie von sich aus, wie wir hören werden:

Im Felde zu Geistingen, einem Dorfe nicht weit von Siegburg, so erklärte sie, sei ihr ein Wehrwolf mit einem stumpfen Schwanz erschienen; nachher sei ein schwarzer Hund zu ihr gekommen, welcher sprechen konnte und sich erbot, ihr Alles zu geben, was sie verlangte, wenn sie mit ihm ginge.

Hiermit hatte die arme Person schon weit mehr gesagt, als sie vor ihrem Gewissen verantworten konnte, aber die Herren von der modernen Inquisition waren damit noch lange nicht zufrieden; sie wollten das Geständniß aus ihr hervorpresen, daß sie unmittelbaren Umgang mit dem Teufel gepflogen, ja daß sie ihre Keuschheit an ihn verloren habe.

Küngen hatte keinen Begriff von der Möglichkeit solcher Dinge; aber sie gestand dennoch, was man hören wollte. Hätte man von ihr verlangt, zu gestehen, daß sie die Sündfluth gemacht habe, sie würde keinen Anstand genommen haben, es zu thun, um nur von den Schmerzen befreit zu werden.

So erzählte sie denn, sie habe die erste Bekanntschaft mit dem Teufel bei den Pallisaden gemacht, wo er ihr in einem grünen Hütchen mit Feder begegnet sei. Sie stellte ihn aber als einen häßlichen Schubert mit beknubelten Füßen dar. Ein andermal traf sie ihn in der Aulgasse, wo sie sich trotz seiner Häßlichkeit auf unehrbare Weise mit ihm einließ und dabei dem Teufel zu- und Gott abschwor.

Diese letztern Geständnisse hatte man nur aus ihr hervorbringen können, indem man sie wieder auf den Marterstuhl setzte. Auf das Versprechen, sie herabzulassen, wenn sie weitere Geständnisse machte, erzählte sie, wie sie mit andern Weibern auf der Kayerts-Wiese zu Geistingen und nachher auf dem Markte zu Siegburg auf dem Hexentanze gewesen sei. Bei dem Tanze spielte ein Junggesell Namens Hänschen auf einem Pferdekopfe die Fidel.

Ein anderesmal versammelten sich die Hexen in einem Hause auf dem Büchel zu Geistingen, wo es bei flotter Gasterei im Beisein des Teufels hoch herging. Der Wein floß in Strömen; man trank ihn aus silbernen Bechern. Hier aber machte der Satan eine stattliche Erscheinung und hatte nichts mehr von dem häßlichen Schubert.

Das Traurigste bei diesem Geständnisse war, daß sie auch andere Personen angab, die an dem Hexenmahle Theil nahmen, und die später alle auf den Stuhl geschraubt wurden.

Wer sich dem Teufel mit Leib und Seele hingibt, muß doch wenigstens auch wissen, warum, und einigen Vortheil aus so unnatürlicher Verbindung ziehen. Die arme Küngen konnte leider nur angeben, daß sie von ihm das Behexen des Viehes gelernt habe. Sie that das, indem sie eine Hollunderruthe in die linke Hand nahm und mit derselben im Namen des Teufels die Thiere berührte. Bis zur Virtuosität hatte sie es in diesem Stücke nicht einmal gebracht, sondern nur zur Probe, einmal drei Schafe krepiren lassen.

Die Deliquentin dachte, mit diesem Geständnisse werde sie die Freiheit wieder erlangen. Sie schilderte, wie sie allmählig und ohne es zu wollen, zu Falle gekommen sei, nun aber die bitterste Reue empfinde und sich sicherlich bessern wolle.

Aber da hatte sie sich verrechnet. Auf ihr Geständniß hin wurde sie zum Strange verurtheilt; ihr Leichnam aber sollte verbrannt werden. Der erwähnte Meister Hansen wurde mit der Vollstreckung beauftragt; und er war ein treuer Diener des Hexengerichtes.

Diesem ersten Opfer folgte als zweites die Ehefrau des Konrad Leiendecker.

Das Verfahren, um die Hexen zum Geständnisse zu bringen, war so ziemlich immer dasselbe, weßhalb wir uns darauf beschränken, bloß die Verbrechen mitzutheilen.

Dieses Weib hatte von einer Frau zu Schneffel-

rath gelernt, wie man die Raupen vertilge. Vor Sonnenaufgang war sie mit dem Weierausch in der Hand kreuzweise über ihren Acker gegangen, hatte sich immerfort mit dem Kreuze bezeichnet, sich aber wohl gehütet, mit Jemanden zu sprechen. Unglücklicher Weise waren die also vertriebenen Raupen der Frau Derring in der Linden auf den Hals gerückt, hatten ihr alle Stuben und sogar den Schornstein erfüllt. Sie selbst behauptete zwar, ihre Raupen seien trotz des Zaubers eben so wenig vom Acker gewichen, als die der Eliasfrau, welche ihren Acker mit einem schmutzigen Hemde bestrichen habe; doch diese Erklärung half nichts, sie war und blieb eine Raupenhexe.

Mit allen möglichen Torturen brachte man ihre Buhlschaft mit dem Teufel und ihre Betheligung am Hexentanze heraus, wobei sie die Orte des Tanzes, so wie die Personen angab, welche dabei zugegen gewesen.

Meister Hansen mußte sie lebendig verbrennen.

Sibilla Kellert auf dem Driesch erklärte gleich, sie wolle sich gerne verbrennen lassen, wenn man ihr nur die Tortur erspare. Aber damit war den Hexenrichtern nicht gedient, sie wollten spezielle Geständnisse und neue Namen, damit die Thätigkeit nicht stocke.

Mit dieser Unglücklichen aber hatten sie harte Arbeit; sie war zu wenig mit den Hexenheimlichkeiten bekannt, als daß sie etwas gestehen konnte. Alle Sünden, die sie in ihrem Leben begangen hatte, erzählte sie ohne Rückhalt, nur nicht das Gewünschte. Da kam man endlich auf den Einfall, sie sei vom Teufel besessen, deßhalb könne sie nicht gestehen.

Nun sollte dieser Teufel ausgetrieben werden, was mit den schrecklichsten Foltern geschah. So ereignete es sich, daß dieses Weib, welches den Schmerz so sehr fürchtete, mehr zu leiden hatte, als alle andern.

Im höchsten Uebermaße des Schmerzes gestand sie endlich, mit dem Satan gebuhlt zu haben. Der Flammentod wurde ihr indessen erspart, weil sie bald nachher an der Ausreckung ihrer Glieder im Gefängnisse starb.

Da nach ihrem Tode ihr Haupt „schwabbelte“, was nach einer solchen Ausreckung leicht zu erklären, so entschied der Gerichtshof, der Teufel habe ihr den Hals umgedreht, und ihr Leichnam müsse deshalb schimpflich verbrannt werden.

Die Ehefrau des Bernard Tücking hatte auf dem Kirchhofe Gras ausgerissen und dabei den Wunsch geäußert, an dem Platze begraben zu werden. Das war genug, sie anzuklagen; übrigens hatten andere Hexen sie auch beim Tanze gesehen. Sobald man ihr die Beinschrauben anlegte, fing sie, um sich den Schmerz zu ersparen, alle möglichen und unmöglichen Dinge zu erzählen an. Ihrem umfangreichen Geständnisse nach mochte es wenige so bewanderte Hexen gegeben haben,

als sie.

Sie nannte auch eine Menge Personen, die mit auf dem Hexentanz gewesen waren; auch ein Geistlicher sollte sich unter der Schaar befunden haben. Je mehr Namen sie nannte, desto angenehmer war es den Richtern; doch ist uns der Eindruck nicht bekannt, den es auf die Herren machte, als sie auch die Frau des beisitzenden Gerichtsschreibers als Hexe bezeichnete.

Die Tortur ward ihr erspart, nicht aber der Feuertod.

Frau Hutmachers, eine Mutter von sieben Kindern, bekannte, vom Teufel unter den verschiedensten Gestalten Besuche erhalten zu haben. Einmal gab er ihr einen Königsthaler, der sich aber in ihren Händen in einen Dreck verwandelte. Einst erhielt sie von ihm eine Ohrfeige, von der sie glaubte, sie sei mit eiserner Hand gegeben. Uebrigens war er im allgemeinen galant gegen sie und trug sie durch die Luft zu den Hexenversammlungen, bei welcher Gelegenheit sie aber einmal in eine Kalkgrube hinabstürzte. Sie lernte die Kunst, aus Kornblumen Würmer zu machen und dergleichen Dinge mehr. Sie machte im Geringsten kein Hehl daraus, daß sie eine Hexe sei, behauptete aber steif und fest, die Frau des Bürgermeisters sei ebenfalls eine.

Nach ihren Bekenntnissen wurde sie zum Strang und zum nachfolgenden Feuer verurtheilt.

Anna Hutmachers war zu den Tänzen zuweilen durch die Luft geflogen, zuweilen auf einem Ziegenbocke geritten, welcher sprechen konnte. Sie hatte die Vermuthung, daß dieser Bock der Teufel selbst gewesen sei, mit dem sie in den intimsten Beziehungen stand.

Die aufgefundenen Protokolle zählen noch eine Menge Namen und Verhandlungen auf, bei denen überall der gleiche Ausgang stattfand. Von Vielen jener Unglücklichen leben noch Nachkommen, so daß aus dieser Rücksicht die Namen derselben verschwiegen werden. Der Verfasser hat in seiner Kindheit diese und andere Geschichten hundertmal erzählen hören, sie aber so lange für Fabeln gehalten, bis Schwaben sie in seiner Chronik so aufgezeichnet, wie er sie aus den Protokollen gezogen. Ihm bin ich auch hier gefolgt; es hatte um so mehr Interesse für mich, da ich oft die Plätze gesehen habe, wo die Tänze stattfanden.

Auffallender Weise fand nie eine Freisprechung statt, und selten war ein Mann unter den Verurtheilten.

Es wird nicht nöthig sein, daß wir den ewig unerklärlichen Unsinn als solchen näher beleuchten; die Zeit hat dieses verwerfliche Treiben längst gerichtet; aber vergessen hat sie nicht, daß der *Sindicus* Doktor de la Valle und der *Lizenziat* Fabens *Procurator fiscali* und öffentlicher Ankläger waren. Wer möchte den Fluch tragen, mit dem sich ihre Namen beladen haben? – Wir, die wir keinen

Begriff von der Tortur haben, können die ungeheimten Bekenntnisse nicht begreifen, und doch sind sie geschehen. Es ist übrigens auch leicht möglich, daß es hier und dort unter den Angeklagten einen gab, der, von der Krankheit jener Zeit angesteckt, sich wirklich für einen Hexenmeister hielt, indem sich seine verborgenen Sünden in seiner Einbildungskraft zur Hexerei erhöhten. Solche unglaubliche Ideenverwirrungen sind zu allen Zeiten vorgekommen, wo politische und religiöse Schwindeleien die Menschen um die klare Urtheilskraft brachten.

Ich könnte einen ganzen Band mit den Ueberlieferungen füllen, die sich bis in die neueste Zeit erhalten haben, doch ziehe ich es vor, zum Schlusse nur noch das Wirken des Fingers Gottes zu zeigen.

Der vorgenannte Meister Hansen, Scharfrichter und Wundarzt zu Siegburg, hatte alle die verurtheilten Hexen strangulirt und verbrannt, und es scheint, daß er dieses nicht allein mit großem Behagen gethan, sondern auch das seinige dazu beigetragen habe, die Zahl der unglücklichen Opfer zu vermehren und sie zum Geständnisse zu bringen. Nun erklärte aber eine der Gefolterten, der Doctor Hansen selbst sei ein Hexenmeister und sie habe ihn bei den Tänzen gesehen.

Wie er sich auch sträuben mochte, nach dieser Angabe war er dem Gesetze verfallen. Die höllischen Schmerzen, welche er Andern mit Vergnügen bereitet hatte, sollte er nun an sich selbst erfahren. Vielleicht dachte er, daß man bei ihm zarter auftreten werde, aber darin irrte er sich; man ersparte ihm nichts, sondern ließ ihn alle Grade der Marter durchlaufen, bis er sich endlich unter den unsäglichsten Schmerzen zur Hexe stempelte und einen Mischmasch von Bekenntnissen ablegte, die sich eben so sehr durch ihren umfangreichen als widersinnigen Inhalt auszeichneten.

Zuerst erklärte er, mit dem Teufel gebuhlt zu haben; in der Gestalt eines hübschen Mädchleins war er ihm erschienen, hatte ihn verführt und sich den Namen Lene beigelegt. Diese Lene gab ihm ein Salbbüchlein, aus dem er sich im Namen des Satans schmierte und dann die Fähigkeiten erlangte, auf einem Stöcklein durch die Lüfte und zu den Hexentänzen zu reiten. Den zum Tode verurtheilten Weibern hatte er bei den nächtlichen Festen auf einem Pferdskopfe zum Tanze vorgespielt.

Zaubereien aller Art hatte er wissentlich verhehlt, und nicht verhindert, daß die Hexen Donner- und Hagelwetter gemacht und so die Erndten verdorben hatten.

Er zählte ein langes Register seiner Opfer auf, die er in tausend bösen Namen mit einer giftigen Salbe bestrichen. In seiner Hexerei lag übrigens weit mehr Sinn und Methode, als bei den

übrigen. Er bestrich Personen und Vieh nur mit seiner Salbe, um sie nachher wieder curiren und somit einen guten Verdienst davon zu tragen. Er machte die Leute krank, um sie zu heilen. Wo er aber einen Pick auf Jemanden hatte, da ließ er ihn oder sein Vieh entweder ohne Gnade sterben oder that ihnen einen ewigen Leib's- oder Seelenschaden an. Uebrigens verschmähte er auch in gewissen Fällen den Beistand des Himmels nicht. An seinem eigenen Pferde probirte er die Salbe, indem er demselben etwas davon unter das Futter mischte. Siehe da, das Pferd erhielt plötzlich einen Schaden im Vorderbug. Da es ihm aber um den eigenen Nachtheil begreiflicher Weise nicht zu thun war, so ließ er diesen Schaden im Namen Gottes durch eine fromme Frau hinwegsegnen.

Sein Bekenntniß ist ein Machwerk von bösen Thaten, in dem es durchaus nicht an System fehlt; überall sieht der eigennützigste, hämische, speculirende, racheübende Hexenmeister heraus, so daß man keinen Anstand zu nehmen braucht, ihn als den einzig Schuldigen unter all' den Angeklagten zu erklären. Wenn ihm auch die Hexereien in der Wirklichkeit nicht gelungen sind, so hat es ihm doch sicherlich an dem guten Willen dazu nicht gefehlt.

Er wurde ebenfalls zum Strang und sein Körper zum Feuer verurtheilt. Was er so oft vollstreckt, wurde nun an ihm selbst vollstreckt.

Siegburg war übrigens nicht der einzige Ort, wo solch ein fluchwürdiges Gericht bestand; es gab deren in unserm lieben Deutschland in Masse. Die vielen Hexenberge legen noch heute Zeugniß ab, wie weit jene blutige Thorheit verbreitet war.

Behüte uns der Herr vor der Wiederkehr ähnlicher Zustände!

Sct. Martinsfest in Düsseldorf

Von allen Kinderfesten, mit denen die Gegenden des Niederrheins ausgestattet sind, gibt es in seiner äußern Erscheinung kein lieblicheres als das des heiligen Martin, welches in dieser Weise hauptsächlich in Düsseldorf gefeiert wird. Vom Zint Mäten, wie man den Heiligen nennt, wird lange vorausgesprochen, besonders in der Kinderwelt. Schon im Sommer sehen sie in den Gärten fleißig nach, ob die Kürbisse gut gedeihen, denn diese spielen eine Hauptrolle bei dem Feste.

Einige Tage vorher bringen die Milchmädchen aus der Nachbarschaft in die Häuser ihrer Kunden so viel Kürbisse als Kinder da sind. Sie werden besonders geschätzt, wenn sie eine recht goldgelbe Farbe haben. Auch auf dem Markte ist die Frucht in diesen Tagen massenweise zum Verkaufe ausgestellt. Selbst die Aermsten kaufen davon; aber sie dienen nicht zum Verspeisen, wie dies wohl in einigen Gegenden der Fall ist, sondern werden von den Kindern sorgfältig ausgehöhlt. Je dünner man innen die Schale durch Abschaben machen kann, desto besser ist es. Der oben abgeschnittene Theil dient als Deckel. An langen Kordeln wird der Kürbis in der Art eines Weihrauchfassces getragen und geschwenkt.

Sobald der Abend des zehnten Novembers herankommt, befestigen die Kinder auf dem Boden des Kürbisses eine Kerze, zünden dieselbe an und wandern auf die Straße. Zu Hause bleibt keines und müßte es auch getragen werden.

Im Anfange sieht man nur hier und dort einen grün, gelb oder roth schimmernden Kürbisballon, aber in wenigen Minuten beleben sich alle Straßen und man sieht gleichsam in ein magisches Zauberbild hinein, welches das Herz eines jeden Kinderfreundes erfreut. Tausende und aber Tausende von solchen wandernden Lampen machen die Nacht fast zum Tage. Auf den meisten Kürbissen ist irgend ein Gegenstand aufgeschnitten, sei es die Sonne oder ein Heiliger oder auch der Name des Trägers.

Ueber diesen, nahe an der Erde wandelnden Lichtern erheben sich, von größeren Knaben oder Mädchen getragen, farbige, reichverzierte und innen erleuchtete Papierlaternen, auch Ballons, in allen möglichen Formen und Gestalten. Wie es deren mitunter wahrhaft riesige gibt, so kriecht in der niedern Region auch zuweilen eine blutroth leuchtende Carotte einher.

Obwohl den Kindern an diesem Abende eine größere Freiheit als gewöhnlich gestattet ist, so sind sie doch in Begleitung ihrer Eltern oder einer Magd; auch die höchsten Stände schließen sich

nicht aus, und man sieht an diesem Abende viele Väter ihre Kinder selbst durch die Menge tragen, damit die kleinen Füßchen nicht zertreten werden. Man glaubt, in einer Stadt von Kindern zu sein, und kann gar nicht begreifen, wo sie alle herkommen. Zuweilen kommen auch ganze Schulen mit ihren Lehrern gezogen, und eine Schelle pflegt dann wohl die Buben und Mädchen zusammenzuhalten, damit sie sich in dem furchtbaren Gedränge nicht verlieren.

Das alles geht mit dem größten Lärm vor sich, denn es ist kein Mädchen so klein, welches nicht mit aller Kraft in den hergebrachten Gesang einstimmt. Von diesem Gesange kann man nicht behaupten, daß er sich in Poesie und Harmonie hervorthue; aber er wird dennoch treu Jahr aus und Jahr ein abgeschrieen. Der Sonderbarkeit wegen soll er hier seinen Platz finden:

Zint Mäten,
Die Kalver hant lang Stäten,
Die Junges sind Rabauen,
Die Weifer wolle mer hauen,
Die Junges esse die Tate,
Die Weifer lecke die Plate,
Die Junges esse gebackene Fesch,
Die Weifer werfe mer onger de Desch,
Zint Mäten.....

So wiederholt sich dieser Gesang immerfort; von dem man glauben sollte, es sei nur ein Zank zwischen den Geschlechtern, denn die Mädchen singen das Gegenteil.

Man hat versucht, dieses närrische Lied durch andere, gehalt- und melodienreichere zu ersetzen; auch wird neben verschiedenen Ausbrüchen einer höchst undichterischen Phantasie ein recht hübsches Kinderlied gesungen, aber die conservative Jugend läßt sich den Zint Mäten doch nicht nehmen.

Hat das Herumziehen einige Stunden gedauert, so wird die Stadt allmählig stille, die Lichter verschwinden aus den Straßen, um in den Häusern aufgepflanzt zu werden. Der Sitte gemäß springen die Kinder unter dem obigen Gesange unaufhörlich über die Kürbisse, was man „über's Kerzchen springen“ nennt. Wenn sie im laute- sten Schreien begriffen sind, wirft eine unsichtbare Hand Aepfel, Nüsse, Birnen und Kastanien unter sie. Da krabbelt nun Alles auf dem Boden umher und hascht nach den Früchten, die mitunter auf den Rücken irgend eines widerhaarigen Buben treffen. Hat der Zint Mäten aus Schalkheit Kartoffeln oder Rüben untergemischt, so gibt

es ein lautes Gewieher. Im Allgemeinen hat Niemand viel Zeit zu Nebendingen; die Hauptaufgabe besteht darin, recht rasch seinen Korb zu füllen. Haben sie endlich genug, so erscheint der Zint Mäten in eigener Person, gewöhnlich mit einem langen Hemde angethan und mit einer Ruthe bewaffnet. Zuweilen führt er eine schwarze Gestalt an einer Kette, den Apluto, vor dem die Kinder besondere Furcht haben. Er erkundigt sich nach der Aufführung der Kinder, verspricht, im künftigen Jahre wiederzukommen, wenn sie brav sind, und verschwindet.

In der Küche sind unterdessen Kuchen von Buchweizenmehl gebacken worden, welche, mit Syrup bestrichen, als Festessen vorgesetzt werden. Ein besonderer Leckerbissen ist das nicht, aber es gibt kaum ein Haus, worin diese Buchweizenkuchen nicht gegessen werden. Es ist eben Tradition, Fremde, welche dieses Lampenfest zum erstenmale sehen, sind ganz entzückt von dem seltenen Schauspiele.

Ein Kinderherz ist leicht zu befriedigen, man sollte ihm deßhalb solche Feste recht schön machen, dieselben auf keinen Fall schmälern oder gar denselben wehren.

Die Ritterschlacht in der Kirche zu Wiesdorf

Ich kenne kein schöneres, lehrreicherer und erfrischeres Vergnügen, als an einem heitern Tage den Wanderstab zu ergreifen und einen Abstecher in's Land zu machen. Weit braucht es eben nicht zu sein, denn überall hat der liebe Gott ein schönes Stück Natur vor unsern Augen ausgebreitet, das seine besondern Reize hat: sind es hier Berg und Thal, Flüsse und Quellen, Wald und Wiese, so sind es dort fruchtbare Gefilde, freundliche Dörfer, ragende Kirchthürme.

Für mich haben solche Excursionen noch einen besondern Reiz wegen der Geschichte, die an jedes Fleckchen Erde geknüpft ist, sei es auch noch so unbedeutend. Wo wäre wohl die Scholle, auf welche nicht die Thräne des Schmerzes gequollen, auf der nicht eine Menschenbrust vor Freude gezittert, wo der Fuß der Geschichte nicht einen Stapfen zurückgelassen hat?

Um in den Ereignissen der Vergangenheit an Ort und Stelle so recht schwelgen zu können, schlage ich dann Abends vorher, ehe ich den Wanderstab nehme, in alten Chroniken und Historien nach. Die Mühe lasse ich mir um so weniger verdrießen, weil das Studium auch ein Genuß ist, und wahrlich kein geringer.

So hatte ich denn wieder eine Tour am Rheinufer vorbeigemacht, viel Altes und Neues gesehen und war auch in Wiesdorf eingekehrt, welches zwischen Mühlheim und Hittorf gelegen ist. Von dort nun will ich dir eine Geschichte erzählen.

Ich setze voraus, daß dir der blutige Character des Mittelalters im Allgemeinen bekannt ist. So wirst du dann auch wissen, daß zwischen Burg und Burg unaufhörliche Kriege bestanden und daß man ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun glaubte, wenn man seinen Feind tödtete, wo man seiner habhaft werden konnte.

So war auch in dieser Gegend zwischen zwei Rittergeschlechtern um das dreizehnte Jahrhundert eine blutige Fehde entbrannt, die schon manches Jahr währte. Sowohl auf der einen, als auf der andern Seite schlossen sich Helfer an, theils freie Ritter, theils Hörige und Leibeigene, die ihren Herren zu allen Dingen zu Willen sein mußten, mochten sie die Sache für gerecht halten oder nicht. Uebrigens gab man sich in dieser dunkeln Zeit auch nicht viel damit ab, das Recht zu untersuchen. Die Stärke galt allein; daher war Niemand seines Gutes und seines Lebens sicher, wie wenig man sich auch in fremde Händel mischen mochte.

Die raub- und beutelustigen Ritter, die in der That aller wirklichen Gottesfurcht bar waren, konnten sich trotz ihres schlechten und verwerfli-

chen Lebenswandels doch der religiösen Uebungen nicht enthalten; obschon es keinen Richter gab, der ihre Unthaten bestrafte, so hielt ihnen doch das Gewissen ihre Sünden vor, und so sehen wir denn das merkwürdige Schauspiel, daß die vom Blute der Erschlagenen noch rauchende Hand, in Kapellen und Kirchen eifrig die Körner des Rosenkranzes durch die Finger gleiten läßt.

Eines Tages hatten sich acht der in blutiger Fehde lebenden Ritter nach Wiesdorf, das damals noch Westrape hieß, zur Messe begeben. Sie kamen nicht in Helm und Harnisch, nicht mit Schwert und Streitaxt, sondern in friedlicher Bürgertracht und unbewaffnet; denn mit dem Opfer, welches sie dem Herrn bringen wollten, vertrug sich so blutiges Werkzeug nicht. Auch hielten sie sich im Hause des Herrn sicher; wer würde es wagen, an heiliger Stätte Hand an sie zu legen?

Die Gegenpartei hatte aber nur auf diese Gelegenheit gewartet, und damit sie ja den günstigen Augenblick nicht verfehlte, sich in der Nähe zusammengethan und hielt um Wiesdorf herum Wache. Noch sicherer zu gehen, hatten sie eine alte Frau im Dorfre gewonnen, die sollte ihnen ein Zeichen geben, wenn es Zeit sei.

Als nun die acht Ritter auf ihren Rossen daher gesprengt kamen, sie vor der Kirche an Bäume banden, demüthig die Waffen ablegten und gegen die Mauer lehnten, da trat dieses Weib mit ihnen in die Kirche hinein, als ob auch sie die Messe hören wollte. Aber da die Ritter im Gebete vor dem Altare lagen und in Inbrunst ihre zahllosen Sünden bereuten, da stieg sie ungesehen auf den Thurm und that acht laute Schläge auf die Glocke.

Das war das verabredete Zeichen, welches durch die Anzahl der Schläge auch die Stärke des Feindes angab.

Die draußen Harrenden sammelten sich schnell und sprengten auf die Kirche los, wo sie ihre Rosse neben denen der Feinde anbanden; aber sie legten die Waffen nicht ab, sondern stürzten mit gezogenen Schwertern und lautem Mordgeschrei durch die Kirchthüre, das heilige Opfer mit Wuthgebrüll störend.

Die Betenden fuhren erschrocken in die Höhe, und da sie gewahrten, daß sie überfallen waren, wollten sie hinaus zu ihren Waffen, aber sie waren bereits umzingelt, die Flucht unmöglich.

Sie sollten erfahren, daß den Feinden kein Ort heilig, daß Gnade und Erbarmen ihren Herzen fremd sei, deßhalb schickten sie sich an, sich zu wehren auf den letzten Blutstropfen.

In Ermangelung der Waffen ergriffen sei die Heiligenbilder, die Kruzifixe und was ihnen sonst von geweihten Gegenständen zu Händen war, denn sie dachten, das würde ihnen ein besserer Schirm sein, als Streitaxt und Hellebarde, da den Feinden die Gottesfurcht verbieten werde, diese heiligen Waffen zu beschädigen.

Aber sie sollten bald inne werden, daß sie sich mit einer solchen Voraussetzung nur einer Täuschung hingaben, denn die blitzenden Schwerter drangen ohne Zögern auf sie ein; die Köpfe der Heiligen wurden unter ihren Schlägen vom Leibe getrennt, einem Kruzifixe unter Geschrei und Hohnlachen die Arme abgeschlagen.

„Gott sei uns gnädig und barmherzig!“ riefen da die Bedrängten und wehrten sich mit den Trümmern der Bilder in wilder Verzweiflung; und als diese endlich ganz zerschlagen waren, da griffen sie zu den Leuchtern auf dem Altare und schleuderten Stühle und Bänke gegen ihre Feinde.

Aber sie wurden nach langem Kampfe überwältigt und einer nach dem andern auf die grausamste Weise hingeschlachtet. Acht Leichen lagen schrecklich zerfetzt am Boden, das Blut strömte rauchend über die Steinplatten und schrie zum Himmel um Rache wegen des unterbrochenen Opfers, der Entheiligung der Kirche und des achtfachen Mordes.

Die Sieger aber ließen die Leichen liegen, traten aus dem Gotteshause und ritten mit befriedigtem Rachegefühl von dannen.

Die Strafe für so schreckliches Beginnen blieb nicht aus. Kaum war die Kunde der Unthat von Wiesdorf aus durch die Thäler gelaufen, als sich die Freunde der Gemordeten erhoben und einen Schwur thaten, nicht eher zu ruhen, bis sie die Gegner bis auf den letzten Mann erschlagen hätten. Die schreckliche Jagd ging los. Die Unholde wurden der Reihe nach in ihren festen Burgen berannt. Da halfen nichts die tiefen Wallgräben, die dicken Mauern, die riesigen Thürme, die Zugbrücken und umgebenden Wasser. Die steilsten Höhen wurden erklimmt, die festesten Thore eingeschlagen, die mächtigsten Thürme gebrochen.

Tod und Verwüstung in den Händen, den Fluch auf den Lippen, die Rache im Herzen bewältigten sie die Ringmauern, erstürmten die Zinnen. Blut und Flammen bezeichneten ihren Weg, nichts hielt sie auf, kein Jammergeschrei erweichte ihre harten Herzen. Sie vertilgten die gottlosen Ritter und ihren ganzen Anhang spurlos von der Erde, und von manchem stolzen Schlosse, das sie brachen und verwüsteten, weiß man jetzt die Stätte nicht mehr.

Nur das alte Weib, die Verrätherin war noch übrig, und auch sie würde den Tod gefunden haben, hätte man um ihren Verrath gewußt.

An ihr aber bewies sich die strafende Hand des

Herrn, dessen Tempel sie hatte schänden helfen.

In demselben Jahre, in dem die Unthat geschehen, trat eine Hitze ein, wie sie seit Menschengedenken nicht gewesen, also daß die Quellen vertrockneten und das Wasser kostbarer wurde, als der Wein. Selbst der Rhein hatte nur noch ein kleines Rinnsal in der Mitte und dieses wenige Wasser war so warm, daß es beim Trinken Uebelkeiten und Erbrechen verursachte. Auch war es wegen der Menge der gestorbenen und verfaulten Fische ekelhaft von Geschmack, und ungesund zum Trinken.

Die Verrätherin, welche ein sehr dickes Weib war, und selbst in gewöhnlichen Sommern von der Hitze stark geplagt wurde, schleppte sich wie das böse Gewissen umher, ihre Glieder erlahmten, bis sie zuletzt nicht mehr im Stand war, ihre Stube zu verlassen. Die Zunge klebte ihr am Gaumen, ihr Körper brannte in fieberhafter, wallender Gluth; aber Niemand kam, ihr einen Tropfen Wasser auf die ausgetrockneten Lippen zu spritzen.

Vor Hunger oder Durst zu sterben, das soll das schrecklichste sein, was von allen Qualen zu erdenken ist. Und es muß wohl war sein, denn als man die Leiche der Frau fand, gewahrte man, daß sie in der letzten Verzweiflung sich die Adern aufgebissen und ihr eigenes Blut getrunken hatte.

Der Sommer ging endlich zu Ende und mit ihm die Wassernoth; es regnete Tag und Nacht, so daß man hätte glauben sollen, eine zweite Sündfluth müsse die Welt überschwemmen. Und bei Wiesdorf fraß das Wasser in's Land und riß ein Stück Erde nach dem andern hinweg, also daß sich bald eine Bucht bildete, die sich täglich erweiterte.

Ehe viele Tage vergingen, hatte das Wasser die Kirche erreicht, gegen deren Mauerwerk es brandete und toste, deren Fundamente es unterhöhlte, bis sie zusammenstürzte und in den Wellen begraben wurde.

Wo einst die blutige Unthat geschah, wo das Blut der Erschlagenen den steinernen Fußboden färbte, da rauschen jetzt die Wellen des Rheines, aber sie können die Flecken nicht abwaschen, sie müssen blutig aus der Tiefe herauf glühen bis zum Tage des jüngsten Gerichtes.

Gott wollte an einem Orte nicht länger Opfer annehmen, der so furchtbar geschändet worden war, deßhalb lenkte er die Wogen auf das Dorf zu und hieß sie, seinen Tempel umzustürzen und so die erduldete Schmach dem Antlitze des Menschen zu entziehen.

Das ist kein erfreuliches Bild, wirst du sagen, lieber Leser. Nein, gewiß nicht! Freuen wir uns aber, daß jene greuelvolle Zeit hinter uns liegt, daß die stets fortschreitende Bildung und Gesittung uns in unsern Dörfern eine Zeit des Friedens und der Ruhe bereitet hat, die damals gänzlich unbekannt war.

Teil II

Prosa

Die Gänsehüterin

I

Es war an einem Augustnachmittage, als ein Landmann, dessen Haupthaar bereits in's Silbergrau zu spielen begann, mit seiner Tochter durch die gesegneten Felder dem Rheinufer zuschritt. Sie gingen schweigend nebeneinander her, denn es wollte kein Gespräch recht in Gang kommen, weil das Herz des Mädchens schwer war. Thränen verschleierten den Blick von dem die jungen Bursche sagten, daß er mit den Sternen um die Wette glänze; und ihr Gang, der sonst der schlanken Figur so wohl stand, und sie noch mehr hervorhob, war träge und schleppend, als sei ihr jeder Schritt zuwider. Die Unlust der Tochter wirkte auch auf den Vater zurück; die Stirn lag in Falten, das Auge schaute düster, wie das bei Jemanden der Fall ist, dem eine Freude recht gründlich verdorben worden.

„Settchen,“ hob er an, und gab sich sichtlich Mühe, den Aerger niederzukämpfen, „schau einmal, wie der Waizen so üppig steht! Die Aehren sind in diesem Jahr noch einmal so lang und doppelt so dick, als im vergangenen, und der Buchwaizen hat noch eine neue Blüthe über den bereits gebildeten Körnern angesetzt. So üppig habe ich ihn nie gesehen.“

Das Mädchen hob den Kopf ein wenig und schaute über die Felder, die in der That ein Bild des Ueberflusses boten; aber sie nahm heute keinen Antheil daran. „Vater,“ antwortete sie mit einem tiefen Seufzer, „Warum müssen wir denn gerade jetzt, wo der Ueberfluß ordentlich an den Scheuern herauswächst, die Heimat verlassen und in ein unbekanntes Land ziehen? Bleiben wir daheim, Vater, es ist besser so.“

„Schweig mir mit deinen Flausen,“ antwortete der Bauer; „seit deine Mutter gestorben ist, ging mir der Gedanke alle Tage nach, in Amerika müßten wir unser Glück machen. Wenn's Predigten und Thränen thäten, dann hätte ich's nicht so weit kommen lassen. Es zieht mich mit Gewalt, ich kann einmal nicht anders!“

„Wir verhungerten ja hier auch nicht,“ sprach Settchen mit neuem Schluchzen. „War unser Anwesen nicht groß genug, uns reichlich zu ernähren?“

„Wir können's jetzt nicht mehr ändern, wenn ich auch wollte,“ sagte der Vater. „Ich habe den Kaufpreis in der Tasche, und es ist wahrhaftig eine hübsche Summe. Auch haben wir allen Vettern und Basen Adieu gesagt; hier und drüben am Ufer wissen es alle Leute, daß wir nur noch

eine Nacht in unserm Hause zu schlafen haben und daß es morgen mit Tagesanbruch weggeht. Lächerlich machen soll sich doch der Franz Kuller nicht, he?“

Settchen schwieg; sie sah wohl ein, daß sie sich endlich ergeben müßte; und sie nahm sich vor, es zu thun.

Am Rheinufer angekommen, zog Kuller die Glocke, welche zwischen zwei Pappelbäumen hing, um den jenseits wohnenden Fährleuten das Zechen zum Uebersetzen zu geben. Wahrscheinlich thaten sich diese im gegenwärtigen Augenblicke an Bier oder Schnapps etwas zu Gute, denn es ließ sich keiner von ihnen sehen, wie oft der Kuller auch läuten mochte.

Unterdeß hatte sich die Luft mit Regenwolken umzogen, einzelne Tropfen fielen schon in den Staub der Straße hinab und wuschen auf den Feldern den Klee, dessen liebliche Blüthen unter dem bedeckten Himmel noch einmal so hübsch aussahen, wie sonst. Die rothen Mohnblumen, welche sich hier und dort über den zahlreichen Blüthenköpfen erhoben, trugen das ihrige dazu bei, die Lieblichkeit des Anblickes zu erhöhen.

Der Regen fiel unterdeß stärker und stärker, so daß Settchen und ihr Vater unter dem Bretterdache Schutz suchen mußten, das die Fährleute gegen Sonne, Wind und Regen zwischen den Weiden am Ufer errichtet hatten.

Mit schnellem Schritte nahte sich diesem Schutzdache auch ein junger Mann, der mit seiner grünen Kleidung, der Büchse und der Jagdtasche den Jäger nicht verläugnen konnte. Er war groß und stark gebaut und von schöner Gesichtsbildung. In dem feurigen Auge that sich heftige Leidenschaft und auch ein wenig Tücke kund, doch fiel nur dem aufmerksamen Beobachter letztere Eigenschaft auf.

Hastig bog er unter das Bretterdach und ließ sich auf dem Rasenplatze neben Settchen nieder. Das Mädchen erröthete, als er ihr die Hand reichte und dieselbe mit mehr als gewöhnlicher Herzlichkeit drückte.

„Ihr habt wohl Abschied genommen, Kuller,“ sprach er?

„Freilich,“ entgegnete der Bauer; „morgen mit Tagesanbruch geht's auf und davon. Wenn du der Settchen noch etwas zu sagen hast, so mußst du es jetzt thun.“

Ueberrascht hob der Jäger den Kopf in die Höhe und schaute den Sprechenden an. „Ja, ja,“ lächelte Kuller, „wie heimlich es auch getrieben wurde, so habe ich's doch nur allzuwohl bemerkt,

daß du ein Auge auf das Mädchen geworfen. Wäre ich hier geblieben, so hätte ich dem rasch ein Ende gemacht, denn Settchen braucht einen Bauer und keinen Jäger, hörst du Leopold?“

„Ich höre es,“ gab Leopold zur Antwort; „aber es ist ja nicht unmöglich, daß der Leopold Böhmer auch einmal den Weg nach Amerika findet.“

„Das hat einstweilen noch gute Weile,“ antwortete Kuller, „denn erstens bist du beim Grafen fest, und zweitens mangelt's an den Moneten.“ „Ich aber,“ setzte er hinzu, „ich habe sie in der Tasche, blanke fünftausend Thaler. Damit kann ich einen Urwald kaufen, so groß wie der Regierungsbezirk Düsseldorf.“

„Gut möchte es denn doch sein,“ entgegnete der Jäger mit einem Anfluge von Ironie, „wenn in diesem Urwalde auch der Leopold wäre, um mit seiner Büchse die Bären, Wölfe und Wildschweine vom Blockhause ferne zu halten. Wie man hört, soll solches Gethier dort im Uebermaße vorhanden sein, wenigstens häufiger, als Kühe und Ochsen.“

Kuller gab absichtlich wenig acht auf die bissigen Reden; er wollte sich so kurz vor seiner Abreise keine unerquicklichen Händel auf den Hals ziehen, auch dem Settchen keinen Verdruß bereiten, da sie ohnehin unwirsch genug war. So kamen sie dann allmählig alle drei in's Schweigen hinein.

Der Regen strömte indessen wie mit Eimern gegossen vom Himmel herab und trug das Seinige dazu bei, um die Stimmung recht unbehaglich zu machen.

Als die Sonne endlich wieder durch die Wolken brach, kamen auch die Fährleute und setzten die drei auf das jenseitige Ufer über, wo sie ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzten.

An einem Fußpfade, der von der Straße ab in den Wald führte, blieb Leopold stehen, streckte seine Hand aus und sprach: „Morgen wollt Ihr fort; so nehmt meine Hand zum Abschiede. Möge es Euch gut gehen, und dir auch Settchen. Heirathe mir nur keinen wilden Häuptling,“ setzte er lachend hinzu.

Kuller schüttelte die dargebotene Hand und entgegnete: „Ich komme noch auf's Schloß; der Verwalter ist mir von lange her in der Kreide, heute Abend muß er aber abschneiden.“

Settchen wechselte noch einen raschen Blick mit dem Jäger und schritt dann mit dem Vater hinweg. Sie vergoß den Tag über noch manche Thräne, besonders, als sie bei Pastors und beim Lehrer Abschied nahm, denn zu den Angehörigen dieser beiden Häuser hatte sie immer eine große Zuneigung gehabt. Aber mit dem festen Vorsatze, dem Vater die letzten Stunden nicht zu verbittern, zwang sie sich mit Gewalt zur Heiterkeit und begab sich nach Hause, wo sie heute zum letztenmale schlafen sollte.

„So Kind,“ sagte Kuller, als sie mit heiterem

Antlitze das Abendbrod antrug, „endlich bist du doch vernünftiger geworden; ich wußte wohl, daß du nicht lange mit deinem Vater grollen konntest. Lege dich nun zur Ruhe, damit du morgen recht frisch und heiter bist. Ich selbst muß noch auf's Schloß. Werde aber in zwei Stunden zurück sein.“ Mit diesen Worten schnallte er den Geldgurt fester um den Leib, nahm den knotigen Reisestock in die Hand und verließ das Haus.

Settchen aber ging noch nicht zu Bette; sie wußte ja, daß der Leopold es bei dem letzten kalten Adieu nicht bewenden lassen, sondern während des Vaters Abwesenheit kommen würde, um einen ächten und rechten Abschied zu nehmen.

Schon seit einer halben Stunde hatte sie das Gartenpfortchen geöffnet, und saß nun beim hellen Mondenschein in der Laube, wo sie ihn ohne Vorwissen des Vaters so oft heimlich gesprochen hatte. Zuweilen stand sie auf, verließ die Laube und schaute ungeduldig dem schmalen Pfade nach; aber der Erwartete kam immer noch nicht. Eine halbe Stunde nach der andern tönte vom Kirchthurme herab und immer harrte sie vergebens.

Da das Warten nun so gar entsetzlich lang wurde, so fing sie mit dem Abwesenden zu schmallen an. „Er macht sich nichts mehr aus mir,“ sagte sie zu sich selbst, „sonst ließ er mich nicht hier auf heißen Nadeln sitzen.“ Das Herz klopfte ihr schneller und schneller, die Brust wogte höher und höher und die Augen konnten das Wasser nicht mehr zurückhalten, das sich gewaltsam hineindrängte. „Nicht einmal in dieser Stunde zu kommen,“ schluchzte sie; „ich hätte ihm noch so Manches zu sagen!“

Mitternacht nahte schon, als sie sich endlich erhob und in's Haus zurückging, sich mit dem Gedanken zu trösten, es sei dem Geliebten zu schwer gefallen, sie noch einmal in so hoffnungslosen Verhältnissen zu sehen.

Aber jetzt fiel ihr auf, daß auch der Vater noch nicht da war; er hatte doch in zwei Stunden zurück sein wollen. Im großen Sesselstuhle, der zur Winterszeit neben dem Herde zu stehen pflegte, schlief sie wartend ein, und holte im Traume den Abschied von dem geliebten Leopold reichlich nach.

II

Als Settchen erwachte, war schon der helle Morgen hereingebrochen. Ihr erster Blick fiel auf das Bett, das der Ankäufer für die heutige Nacht noch im Hause hatte stehen lassen. Es war leer und unberührt; der Vater war also entweder gar nicht nach Hause gekommen oder hatte sich vielleicht in einem andern Zimmer auf einem Stuhle nieder-

gelassen, um sie nicht zu stören.

Rasch erhob sie sich und machte einen Rundgang durch alle Räume; den Vater aber fand sie nicht. Das war ihr unbegreiflich, Furcht überkam sie; doch bemeisterte sie sich noch und suchte in den Ställen und in der Scheune nach ihm. Jeden Winkel durchstöberte sie, jede Garbe legte sie um und rief dabei unablässig den Namen des Vaters. Alles vergebens, es war nicht da.

Mit klopfendem Herzen ging sie nun zu den Nachbarhäusern, um hier Nachfrage zu halten. Die Bauern wunderten sich höchlich, sie noch im Dorfe zu sehen; man hatte sie längst auf der Eisenbahn vermuthet; den Franz Kuller aber hatte Niemand mit einem Auge gesehen.

Nun erinnerte sie sich, daß er zum Schlosse hatte gehen wollen, um eine Forderung einzukassiren. Unmöglich war es nicht, daß er dort über Nacht geblieben war. Sie nahm also ein Körbchen an den Arm und eilte durch den Wald dem Schlosse zu, um dort Erkundigungen einzuziehen. Je näher sie kam, desto mehr nahm ihre Angst zu; sie hätte sich an den Weg setzen und laut auf weinen mögen. Und doch mußte sie sich auch wieder sagen, daß ihre Angst eine thörichte sei, daß bei einem Abschiede auf immer der Vater leicht irgendwo zurückgehalten wurde, woran er vorher nicht gedacht.

Da knackte es in den Zweigen am Wege und – „er kommt!“ er kommt!“ – jubelte sie und breitete die Arme aus. Aber, der sich so frühe am Morgen durch die Zweige Bahn brach, das war nicht der Vater, sondern der Jäger Leopold. Als er das Mädchen sah, machte er Miene, als ob er umkehren wolle; doch besann er sich bald anders, blieb stehen und fragte mit dem Ausdrücke der größten Ueberraschung: „Du noch hier, Settchen? Ich glaubte dich schon recht fern von dem Orte, wo ich dich so gerne zurückgehalten hätte. Verzeihe mir,“ fuhr er dann fort, „daß ich gestern nicht gekommen bin; der Abschied fiel mir zu schwer! Bei dieser hoffnungslosen Lage, glaubte ich am besten zu thun, keinem von uns beiden das Herz schwer zu machen.“ „Dennoch sollte ich mit dir scheiden,“ gab sie zur Antwort, „weil ich die halbe Nacht unter Thränen auf dich wartete. Aber abreisen konnte ich nicht, weil mir noch einer dazu fehlt.“

„Hast du den Vater nicht gesehen? Er ist gestern Abend zum Schlosse gegangen und nicht zurückgekehrt. Ich bin in großer Angst um ihn; mir ist gerade, als ob ihm ein Unglück zugestoßen sei.“

„Närrisches Mädchen,“ sagte der Jäger mit einem Anfluge von Munterkeit, die aber doch nicht recht aus dem Herzen zu kommen schien, „Was sollte ihm denn auf dem Wege vom Dorfe zum Schlosse passirt sein? Es gibt doch keine Räuber und Mörder in dieser Gegend. Vielleicht hat er

sich's in einer Schenke zum letztenmale wohl sein lassen und des Guten zu viel gethan. Mache dir keine Sorge; er wird schon bald kommen und dich abholen. Lebe wohl, Settchen, und vergiß in Amerika des Leopold's nicht, der dich ewig lieben wird.“

Die Liebenden wechselten noch einmal einen Kuß, dann schlug Leopold einen Seitenpfad ein, während Settchen mit etwas erleichtertem Herzen sich auf dem Hauptpfade dem Schlosse näherte.

Hier erhielt sie vom Verwalter die Auskunft, daß ihr Vater allerdings gestern Abend dort gewesen, aber gleich wieder zurückgekehrt sei, nachdem er sein Geld erhalten und darüber Quittung ausgestellt habe.

Blaß und mit verweinten Augen kehrte sie denselben Weg in das Dorf zurück, Jeden, der ihr begegnete, nach dem Vater fragend, aber kein Mensch vermochte ihr Auskunft zu geben. In dem älterlichen Hause traf der Ankäufer bereits Anordnungen, um mit seiner Familie hineinzuziehen.

Diesen und den folgenden Tag trösteten sie die Nachbarn; er werde schon zurückkehren, meinten sie. Als aber ein Tag nach dem andern verging und keine Kunde von ihm in's Dorf gelangte, da brach sich unter den Leuten allmählig die Ueberzeugung Bahn, daß er abgereist sei und Settchen absichtlich zurückgelassen habe.

Das Mädchen konnte sich in diesen Gedanken lange nicht finden, denn der Vater war ja immer so gut gegen sie gewesen, hatte ihr nie eine vernünftige Bitte abgeschlagen, und, so weit sie sich zurückerinnern konnte, ihr nur Liebe gezeigt. Das Einzige, worin sie auseinandergegangen, wo sie beide verschiedene Ansichten hatten, das war die Auswanderung; doch hatte sie sich zuletzt ja auch darein ergeben. Was sollte, was konnte ihn also bewogen haben, sein Kind zurückzulassen? Sie konnte dieses um so weniger fassen, weil er in dem fremden Lande doch einer liebenden Hand bedurfte, welche seine Bedürfnisse besorgte. Gab es aber einen Menschen auf der Welt, der besser wußte, wie er es gern hatte, und von dem er sich lieber bedienen ließ, als sie. Nein, nein, das war nicht möglich. Und gesetzt den Fall, er wäre wirklich so schlecht gewesen, warum hatte er ihr nicht einen Silbergroschen Geld zur Bestreitung der nothwendigsten Bedürfnisse eingehändigt? Erkonnte doch nicht wollen, daß sie verhungere?

Indessen verging ein Tag nach dem andern und ihre Thränen änderten nichts an der Sache.

Mitleidige Leute hatten sie bei sich aufgenommen, ihr Brod und Schläfung gegeben, aber es that ihrem Gefühle zu wehe, solche Wohlthaten, wofür sie kein Entgelt geben konnte, länger anzunehmen. Mägdedienste hätte sie sehr gerne verrichtet, denn sie liebte die Arbeit, und hatte auch im Hause des Vaters immer rüstig schaffen

müssen; aber im Dorfe gab es nirgends eine unbesetzte Stelle. Es blieb ihr also kein anderes Mittel, als in der Stadt oder auf einem andern Dorfe ein Unterkommen zu suchen. Das aber ging ihr gar zu nahe. Mit welchem Schmerze hatte sie eingewilligt, den Vater zu begleiten, und nun sollte sie den Vater nicht haben und dennoch den geliebten Ort verlassen, wo jedes Sträuchlein ihr heilig war? –

Da bot sich ein Rettungsanker in der Noth. Der Bürgermeister machte ihr den Vorschlag, einstweilen die Gänse des Ortes auf die Weide zu treiben, später werde sich dann schon ein Dienst finden, der besser für ihre Fähigkeiten passe.

Settchen lag der Stolz fern, schon von Natur aus fern, und jetzt erst recht; sie ergriff also mit beiden Händen, was ihr geboten wurde. Daß es gerade die Gänse waren, freute sie eigentlich am meisten, es war ja auch ein Trüppchen dabei, das sie selbst groß gezogen; von dem sie beim Verkaufe nur mit Thränen geschieden war!

Am nächsten Morgen also trat sie ihr Amt an. Mit lautem Geschnatter kamen die Thiere aus den Ställen und watschelten den Fahrweg entlang. Settchen schritt mit einer Gerte hinter ihnen her und kümmerte sich wenig darum, daß die Leute ihr mitleidig nachsahen und leise zusammenflüsterten. Sollte sie doch heute Mittag selbstverdientes, wenn auch kärgliches Brot essen.

Die Reihe ihrer Schutzbefohlenen mehrte sich von Haus zu Haus und endlich war die ganze Heerde zusammen.

Die sieben Stück, welche sie selbst groß gezogen, schienen trotz ihrer angeborenen Dummheit eine dunkle Ahnung davon zu haben, daß Settchen sie gestern und vorgestern nicht begleitet habe, daß sie fern von ihnen gewesen sei, und nun eine besondere Anhänglichkeit verdiene. Sie gruppirten sich um das Mädchen herum. Streckten die Häuse in die Höhe und erhoben ein lautes Geschnatter. Vielleicht war es auch nur die Erinnerung an die leckern Bissen, die sie so oft aus ihrer Hand erhalten hatten.

Settchen aber nahm es für reine Zuneigung, bückte sich nieder und streichelte einer nach der andern den gelenkigen Hals. „Nun werden wir zusammen bleiben, Hans,“ sagte sie unter rieselnden Thränen zu der fetten Leitgans. „Aber geh’ nun Hans, und führe die andern, daß sie nicht rechts und links durch die Gartenhecken schlüpfen und den Nachbarn die Pflanzen abweiden.“ Hans hob die schweren Flügel und schoß an die Spitze der zweibeinigen Schaar, wobei er im Gefühl seiner Würde und Herrschergewalt ein starkes, pfeifendes Blasen ausstieß.

Der Macht der Gewohnheit folgend reihte sich hinter Hans die eine nach der andern auf und schockelte in langem Zuge weiter, hier und dort im Gehen einen Grashalm abrufend, oder mit

dem gelben Schnabel in einer Pfütze umhergrabbelnd, sorgsam forschend, ob nicht irgend ein Fröschlein über Nacht in das oft durchgegrabelte Wässerlein gehüpft sei; Hans verstand in solchen Ungehörigkeiten keinen Spaß, denn kaum hörte er das verdächtige, schnelle Ruscheln hinter sich, so drehte er sich um und versetzte der Näscherin ein paar Hiebe mit scharfem Schnabel über die Flügel. Gab es diese ihrer Nachbarin zurück, so ging die Strafexecution durch die ganze Reihe bis zur letzten, die nicht wieder strafen konnte, sondern sich mit einem giftigem Blasen, oder entrüsteten Flügelflattern begnügen mußte. Aber gestraft oder nicht gestraft, bei der nächsten Pfütze ging die Schlüpferei doch wieder von Neuem los.

Settchen hatte mit ihrer Heerde bald die Weide erreicht. Sie war ein gar prächtiger Ort für unsere Zweifüßler, bot aber auch mannigfache Reize für ein menschliches Auge, das gerne im Grünen schwärmt.

Der Zug ging über einen hohen Damm, welcher zum Schutz der Felder gegen die zuweilen austretenden Wellen des Rheines aufgerichtet war. Von diesem Damme hinab schaute man auf eine Wiese, wo zahlreiche Weiden mit ihren schwankenden Zweigen vor den Strahlen der Sonne kühlenden Schatten boten. Die meisten wurden in jedem Herbste geköpft, und sahen deßhalb einem dicken Kopfe mit unordentlichem Haarwuchs nicht unähnlich; aber jetzt standen sie in der vollen Pracht eines frischen Grüns, und ließen die Kahlheit vergessen, die ihnen sonst so trostlos steht.

Durch die Mitte der Weide zog sich eine Senkung, worin große Wasserbecken glänzten, deren Ränder mit Dornesträuch, Schilf und großen Wasserpflanzen aller Art eingefaßt waren. Dicht verwachsene Schlingpflanzen bildeten ein festes Geflecht um diese Teiche, so daß man sich nur mit Mühe dem Spiegel des sorgfältig verwahrten Wassers nähern konnte. Die Gänse aber hatten ihre Schlüpfen am Boden, wo sie ungehindert durchliefen, und die sie blindlings zu finden wußten. Es war wirklich ein bezauberndes Bild von der Höhe des Dammes herab; denn viele Schlingpflanzen standen in voller Blüthe, und auf dem klaren Wasser schwammen auf breiten Blättern dicke gelbe, weiße und rothe Wasserrosen. Grünes und braunes Moos, welches vom Boden bis unter die Oberfläche ragte, gab dem Wasser eine eigenthümliche Färbung, und das frisch grünende Gras, das die Teiche weithin umschloß, vollendete das reizende Stückchen Natur.

Hans schaute von seinem erhabenen Standpunkte auf sein Weideland hinab, aber nur einen Augenblick, dann wackelte er mit bedächtigen Schritt die Böschung hinunter und lud mit lautem Schnattern seine Unterthanen ein, ihm nach-

zukommen. Dem Befehle gehorsam, folgten die zweite und die dritte mit einer gewissen Würde; die vierte verrieth eine größere, plebejische Hast; ihr schnelleres Vorrücken übte augenblicklich eine ansteckende Wirkung auf die fünfte aus, welche, der jähen Senkung nicht gedenkend, sich überstürzte und mit vielem Gespattel und Gezappel auf dem Schnabel in der Tiefe ankam. Die ganze Herde verlor nun ihre Würde und Besonnenheit; die eine kollerte nach dieser, die andere nach jener Seite in die Tiefe, wo sie sich indessen ohne das geringste Gefühl der Scham rasch erhob, die Flügel ausbreitete und der Schaar der Vorausgeeilten nach mit vorgestrecktem Halse über die Wiese halb lief, halb flog, bis sie mit einem mächtigen Satze über das Wasser rauschte. –

Settchen nahm ihren Platz auf einer Anhöhe, wo ihre Vorgängerin einen hübschen Rasensitz aufgebaut hatte. Von hier konnte sie alle Teiche und die ganze Weide übersehen. Nicht eine ihrer Schutzbefohlenen hätte sich ungesehen entfernen können.

Welche Gedanken die Gänsehirtin an diesem einsamen Platze beschäftigten, an dem den ganzen Tag kaum ein Mensch vorüberging, ist uns schwer zu errathen. Der Vater war der Gegenstand der nie rastenden Phantasie, des steten Grübelns, des ewigen Sinnens; nur an ihn dachte sie, mit ihm allein beschäftigte sie sich – wenigstens war das in der ersten Zeit der Fall. So oft sich ein Wind in den grünen Weiden regte, sprang sie auf, denn es war ihr nicht anders, als er müsse über den Damm daher kommen und sie mit Namen rufen.

Erschien nun gar wirklich einmal die Gestalt eines einsamen Wandersmannes in der Ferne, so suchte sie sich zu überreden, das sei des Vaters Gang, Haltung und Gestalt. Diese Selbsttäuschungen mußten natürlich zu noch größerer Mutlosigkeit beitragen; dann legte sie die Hände über dem Schooße zusammen, weinte still und betete. Nach und nach freilich wurde sie ruhiger und ergab sich in das Unvermeidliche, in Geduld des Tages harrend, wo sie ihn entweder selbst sehen, oder doch auf die eine oder andere Weise Nachricht von ihm erhalten werde.

Sobald einmal ihr Herz nicht mehr in einem beständigen Fieber lag, sobald ihre Augen nicht mehr fortwährend mit Wasser gefüllt waren, konnte sie sich auch einer nützlichen Thätigkeit hingeben, indem sie nähte, strickte oder Flechtwerk von Stroh anfertigte.

Nun aber drückte sie noch ein anderes stilles Leid, freilich ganz anderer Art, aber für das Herz eines so armen Mädchens immer herb genug. Leopold, der Jäger, nämlich hatte sich seit jenem Morgen, wo er ihr im Walde begegnete, nicht mehr sehen lassen. Sie dachte nach, ob sie ihn vielleicht mit irgend etwas beleidigt habe; es

mußte doch ein Grund vorliegen, weßhalb er sich so gänzlich zurückzog. Aber nein, sie wußte sich in jedem Stücke frei. Es mußte also eine andere ihr unbekannt Ursache obwalten. Nach langem Brüten boten sich ihr drei Möglichkeiten, sein Ausbleiben zu erklären: Entweder schämte er sich, mit dem Mädchen, das zur Gänsehirtin geworden war, noch fernern Umgang zu pflegen, oder sie war ihm zu arm und unbedeutend. Bei verliebten Mädchen pflegt das Herz mit dem Verstande durchzugehen, und da hört dann alles gesunde Urtheil auf. Das war auch bei Settchen der Fall; statt zu sagen: Wer mich nur des Standes und des Geldes wegen liebt und meine Person für nichts anschlägt, der würde mich doch nie glücklich gemacht haben – statt dessen ergoß sie sich in laute und bange Klagen. Den dritten Punkt wagte sie kaum zu denken: Sollte er am Ende gar Gefallen an einer Andern gefunden haben? Sie zitterte bei dieser Möglichkeit und erhob sich rasch, als ob sie sich im Dorfe überzeugen wollte; aber bald schlug sie sich diese Vorstellung wieder aus dem Sinne und starrte, von Trauer und Zweifel bewegt, über das Wasser hin.

Da sich solche stille Herzensquälereien von Tag zu Tag wiederholten, so konnte es nicht ausbleiben, daß Settchen bald blaß und kränklich aussah, tief sinnig einherging und nur wenig sprach.

Eines Morgens, da der Nebel dicht greifbar über dem Rheine und auf den Teichen lag, und der Thau ganz das Gras durchnäßte, kam sie auf der Weide an, ehe noch die Sonne die Kraft erlangt hatte, die Nebel zu durchbrechen. Die Gänse schlüpfen gleichwohl instinktmäßig durch die Löcher im Dickicht und tummelten sich, rauschend hin- und herschießend, auf dem Wasser umher; plötzlich erhoben sie ein vielstimmiges Geschnatter und rauschten unter Flügelschlag hinweg.

Neugierig, was das wohl zu bedeuten habe, schaute sie aufmerksam hinab; genau konnte sie nichts unterscheiden, doch schien es ihr, ein Mann krieche aus einem der Schlupfe hervor und entferne sich eilig. Ein Sonnenstrahl, der jetzt seinen Weg durch den Nebel fand, beleuchtete die fliehende Gestalt. Das ist Leopold, sagte sie zu sich selber und schaute noch scharfer hinab. Aber schon im nächsten Augenblicke konnte sie nichts mehr entdecken. Die Gänse beruhigten sich wieder und kehrten an den Ort zurück, an welchem sie sich vorher so erschreckt hatten. Settchen nahm ihre Arbeit auf und dachte: „Es war nur eine Täuschung! Sie ist leicht verzeihlich, denn alle meine Gedanken sind ja stets auf ihn gerichtet. Könnte ich sie nur endlich einmal los werden, wie froh wollte ich sein.“

Als endlich die Sonne vollständig Siegerin geworden war, und ihre heitern Strahlen ein fröhlicheres Bild vor ihr aufrollten, da nahm sie ihre

Arbeit auf und wirkte emsig, fast bis zum Mit-tage.

Hans, der die Uhr fast besser im Kopfe hatte, als der Küster, kam aus dem Schlupfe heraus, um nach Hause zu schockeln, und ihm folgten seine Gevatterinnen; aber sie hatten hier und dort an den Grashalmen noch zu knabbern und konnten nicht recht zum Aufbruche kommen.

Settchen halte es auch gar nicht so eilig, den Hans vorwärts zu treiben, und das hatte seinen guten Grund, denn über den Damm schritt der Jäger und schaute auf die Teiche hinab, als ob er dort etwas suche. Als er merkte, daß Settchen ihn beobachtete, kam er vollends auf die Weide herunter und gerade auf sie zu.

Gesenkten Hauptes und mit gerötheten Wan-gen blieb das Mädchen stehen. Leopold aber reichte ihr die Hand und sprach: „Bist du mir noch gut?“ Ihre Brust wogte, ihr Athem stockte fast; mädchenhaft verschämt erhob sich das Auge zu ihm, aus dem ein paar dicke Thränen auf das Gras niederfielen. „Leopold,“ entgegnete sie, und ihre Stimme wurde fest dabei, „mir käme es eher zu, das zu fragen. Seit dem Morgen, wo ich den Vater verloren, habe ich dich nicht mehr gesehen. Nicht wahr, die reiche Bauerntochter stand dir schon an; aber das arme Gänsemädchen behagt dir nicht mehr, und da hast du dir eine andere gesucht. Ist es nicht so?“

„Nein, es ist nicht so,“ gab er zur Antwort, „ich liebe dich noch, wie sonst, aber ich wollte dich nicht in's Gerede bringen, darum kam ich nicht zu dir. Aber von jetzt an will ich alle Tage kommen, denn ich habe alle meine Angelegenheiten geordnet und bin im Stande, frei von der Leber zu sprechen. Ein alter Oheim im Elsaß ist gestorben; ich habe ihn beerbt und bin nun ein vermögender Mann. Gestern Abend habe ich den Kiershof gekauft und werde darauf ziehen, sobald ich meine Erbschaft geholt habe. Das soll aber in längstens acht Tagen geschehen, und dann wünsche ich, daß auch eine andere Person mit auf den Kiershof zöge.“

Mit diesen Worten umfaßte er Settchen und lis-pelte: „Willst du meine Frau werden?“

Da that sich dem glücklichen Mädchen der Himmel auf; sie sank dem Jäger an die Brust und entgegnete: „Ich will, ich will! O, wie ich dir Un-recht gethan habe! Verzeih, verzeih, Leopold.“

„Gehe nun nach Hause,“ sprach der Jäger, „da-mit man uns nicht zusammensieht! Es ist nicht nöthig, daß den Leuten vor der Zeit das Maul aufgesperrt werde.“

Settchen ging, ging freudetrunken; auf dem Damme schaute sie sich noch einmal um, und sah wie Leopold an dem Teiche stand, sich über die Dornbüsche beugte und hinabschaute. „Ah, er will die Tauchhühner fangen,“ sagte sie, „das Schilf ist ganz voll von ihnen, aber sie sind zu

klug. Wenn sie kaum aus den Eiern geschlüpft sind, können sie schon schwimmen, wie die Al-ten!“

Im Dorfe angekommen, hätte es Settchen wohl Jedem sagen mögen: „Ich bin Leopold's Braut, und wenn er aus dem Elsaß zurückkehrt, ist die Hochzeit.“ Aber wiederum war diese Liebe auch so heilig und feierlich, daß sie durch Worte nur entweiht wurde. Uebrigens wollte er ihre Verbin-dung ja auch noch geheim halten.

Am Nachmittage kam Leopold wieder auf die Weide, und so ging es nun täglich. Alle Ein-zelnheiten der Hochzeit wurden besprochen, Tag und Stunde festgesetzt und in dem Gedanken an das zukünftige Glück geschwärmt. Settchen war übergücklich, und überglickliche Leute sind schlechte Beobachter. Hätte sie ihm fremd und kalt gegenüber gestanden, so wäre ihr sicherlich eine unnatürliche Zerstreutheit, ein gewisses un-heimliches Wesen nicht entgangen.

Die Reise nach dem Elsaß verzögerte sich; der Herbst war schon gekommen, täglich erneuerten sich seine Besuche auf der Weide, aber eine rechte Fröhlichkeit kam doch nicht über den Bräutigam, wie das sonst wohl der Fall ist. Mitten im süßesten Gespräche konnte er plötzlich abbrechen und an den Teich laufen, jetzt, um einer Fischotter nach-zustellen, dann, um nach den Gänsen zu sehen, die sich aber gewöhnlich an einer andern Stelle befanden. Zuweilen sprach er sonderbar und ver-worren, wurde plötzlich blaß und roth, und lief hinweg ohne Gruß und Kuß. Hierüber befragt, gab er zur Antwort: „Die Liebe thut es, Kind; es ist Zeit, daß wir ein Ende machen. Morgen will ich reisen.“

Am Nachmittage des Tages, an welchem dieses Gespräch stattfand, saß Settchen allein auf ihrem Rasenhügel und schaute über den Damm hinaus, ob Leopold noch nicht komme. Da erhob Hans ein so furchtbares Geschrei, daß Settchen erschrocken zusammenfuhr. Eiligst sprang sie auf und ging zum Wasser hinab, wo Hans in den Fäden eines Schlinggewächses mit dem Fuße festhing.

„Dummes Thier,“ sprach sie, „wie du mich in Angst gejagt hast,“ und machte mit der Gerte den Fuß der gefangenen Gans los.

Sie war noch keinmal so nahe an dem Wasser gewesen; jetzt aber überkam sie die Lust. An ei-ner Stelle, wo das Geschlinge nicht so dicht stand, arbeitete sie sich durch das Gesträuch und trat auf einen Stein, der hart am Ufer lag. Ihr Auge schweifte über der mit schwimmenden Blättern und Blumen bedeckten Wasserfläche hin undher. Jetzt richtete sie den Blick auch vor sich hin, aber plötzlich stand sie wie zu einer Bildsäule verstein-ert da. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie in die Tiefe hinab.

Was war es nun, daß sie so schreckte? Eine furchtbare Erscheinung! Aus dem durchsichtigen

Wasser stierte ihr ein menschliches Antlitz entgegen; aber dieses Antlitz war das eines Riesen, auf dessen Stirn eine tiefe Wunde klaffte. Zwischen die Schlingpflanzen verwickelt sah sie die aufgeschwollenen Arme und Beine, den riesigen, breit gedunsenen Kopf, aus welchem zwei weit offenstehende Augen ihr entgegenstarrten.

Sie glaubte sich zu täuschen, wischte mit der Hand über ihr Gesicht und schaute nochmals hinab. Da entrang sich ein furchtbarer Schrei ihrer Brust. Mit dem gellenden Rufe: „Vater! Vater!“ stürzte sie rücklings in die Dornen.

In diesem Augenblicke kam der Jäger über den Damm. Als er den Schrei hörte und das Mädchen umfallen sah, da wankten seine Beine, ihm ahnte etwas Furchtbares; aber er nahm sich zusammen und stürzte an den Teich hinab.

Mit einem Blicke wußte er, um was es sich handelte. Als er dieses furchtbare Antlitz und die wüste klaffende Wunde sah, da überkam ihn Todtenblässe, seine Kniee schlotterten und es fehlte nicht viel daran, so wäre er neben Settchen hangesunken; aber er ermannte sich rasch und trug Settchen auf seinen Schultern hinweg zu einer kleinen Vertiefung, von wo aus man nicht auf das Wasser sehen konnte. Da rannte er zurück. Man hörte bald nachher einen schweren Gegenstand in's Wasser fallen, so daß die sämtlichen Gänse ein großes Geschrei erhoben.

Im nächsten Augenblicke befand er sich schon wieder neben Settchen, die noch immer ohnmächtig auf dem Grase lag. In seinem Gesichte zeigte sich kein Tröpfchen Blutes mehr; weiß wie der Kalk an der getünchten Wand stand er vor dem Mädchen, seine Pulse flogen, seine Glieder zitterten, sein Auge stierte nieder, als ob es plötzlich die Sehkraft verloren habe.

Settchen schlug nach langer Zeit die Augen auf und gewahrte Leopold. Sie sprang empor, stürzte sich an seinen Hals und rief: „Leopold, Leopold, da unten, der Vater!“

Der Jäger sammelte sich, und mit klangloser Stimme sagte er: „Was ist dir, Kind, warum zitterst du so?“

Wäre Settchen nicht so sehr vor Entsetzen ergriffen gewesen, so würde sie bemerkt haben, daß er selbst kaum im Stande war, sich auf den Beinen zu halten, daß sein Gesicht mehr dem eines Todten, als eines Lebenden ähnlich sah, und daß seine keuchende Brust nach Athem schnappte.

Aber sie bemerkte das Alles nicht, nicht einmal, daß Rock und Beinkleider naß waren. Auf Leopold's Frage gab sie hastig zur Antwort: „Er ist ermordet, ein Bösewicht hat ihm den Schädel eingeschlagen, sein Geld genommen und ihn dann in's Wasser geworfen.“

Ungläubig schüttelte der Jäger den Kopf und sprach: „Du phantasierst, mein Kind; weil du immer an den Vater denkst, darum hat dir deine

Einbildungskraft ein so schreckliches Bild vorge spiegelt. Ich war ja auch am Wasser, aber ich habe nichts gesehen.“

„Doch, doch,“ antwortete sie heftig, „es ist so; du hast nicht darauf geachtet. Gehe noch einmal hinab, so wirst du ihn mit gespaltenem Haupte zwischen den Schlingpflanzen hängen sehen. Gehe, aber gehe allein, ich kann nicht mitgehen; ich kann dieses furchtbare Bild nicht sehen.“

Leopold hatte sich wieder gefaßt; mit festem Schritte wandte er sich dem Orte zu, wo er vorher die Ohnmächtige aufgehoben hatte und spähte vorsichtig im Teiche umher. Als er sich jetzt kopfschüttelnd umwandte und Settchen zurief: „Du hast dich sicher getäuscht!“ da hatte sein Gesicht wieder die frische, blühende Farbe und die Schlaffheit seiner Glieder war verschwunden.

Das Mädchen wehrte ihn mit der Hand ab, als er sie an Ort und Stelle führen wollte; da er ihr aber immer wieder und wieder versicherte, daß sie sich getäuscht habe, so ließ sie sich endlich bereden.

„Schau,“ sagte er, „das Wasser ist klar und rein, nirgends läßt sich etwas blicken, was mit deinem Schreckgebilde nur entfernte Aehnlichkeit hat.“

Settchen zwang ihre Augen, auf den Wasserspiegel hinabzugleiten, wo sie in der That nichts sah, als ein leichtes Zittern, das in fernen Kreisen langsam hinstarb. Aber für einen so geringfügigen Umstand hatte sie jetzt keine Beobachtungsgabe; sie bemerkte nicht einmal, daß der Stein verschwunden war, auf welchem sie gestanden hatte, als sie der Gans aus dem Geschlinge half.

Sie konnte es nicht fassen, daß sie sich getäuscht haben sollte. Mit der Hand über die Augen wischend, als ob sie einen Flor entfernen wolle, beugte sie sich tiefer hinab. Jeden Augenblick deuchte ihr, müsse der Körper emporschießen und die geschwollenen Arme nach ihr ausstrecken.

Lange wartete sie, aber nichts wurde sichtbar, was der ausgestandenen Angst auch nur einen entfernten Grund gab. Da endlich glaubte sie selbst, daß nur die Einbildungskraft das Schreckphantom heraufbeschworen habe, und wurde ruhiger. Dennoch ging sie seit jenem Tage nicht mehr auf die Weide, ohne das furchtbare Gesicht vor sich zu sehen. An die Teiche wagte sie sich vollends gar nicht mehr.

Leopold reiste am folgenden Tage nach dem Elsaß ab. Bevor er ging, legte er eine Summe Geldes in ihre Hand und sprach: „Du sollst nun nicht länger hinter den Gänsen herlaufen; kündige noch heute deinen Dienst, kaufe ein, was du für nothwendig hältst und laß dir's wohl sein: ich werde mich sputen, daß ich bald wieder bei dir bin, denn lange kann ich's ohne dich doch nicht aushalten!“

Settchen gab ihm noch eine Strecke Weges das Geleite, und ließ ihn dann unter heftigen Thränen

von dannen ziehen.

III

Settchen hatte anfangs vorgehabt, ihr Dienstverhältniß nicht aufzugeben, sondern ruhig auszuhalten, bis ihr Bräutigam zurückkehre; als sie aber wieder auf die Weide kam, erfaßte sie eine so namenlose Angst, daß sie es für die ganze Welt nicht länger hätte aushalten können. Es wurde ihr dunkel vor den Augen, eine Schaar von Leichen entstieg dem Wasser und eilte schwebend, wallend auf sie zu. Da ergriff sie die Flucht und hielt nicht eher an, bis sie ihr Kämmerchen erreicht hatte, wo sie sich einschloß und im Gebete Ruhe und Stärkung suchte.

Der Bürgermeister war überrascht, als sie erklärte, daß sie um keinen Preis mehr die Gänse austreiben würde. Er drang in sie, ihm die Ursache dieser plötzlichen Anwandlung mitzutheilen, aber sie weigerte sich standhaft, denn sie wollte nicht für eine Schwärmerin und Geisterseherin gelten.

Als der Mann nichts aus ihr herausbringen konnte, entließ er sie. Das Mädchen war ja unglücklich und elend, warum sollte man ihr eine Laune nicht verzeihen?

Zu Hause angelangt, kam die alte Magdalena zu ihr, die lange Jahre im Hause des Vaters als Magd gedient hatte, und noch immer recht lebhaften Antheil an dem Mädchen nahm, das immer so gut gegen sie gewesen war.

„Settchen,“ hob sie an, „im Dorfe spricht man davon, du würdest den Jäger Leopold heirathen. Ist dem so oder lügen die Leute?“

„Magdalena,“ antwortete Settchen, „die Leute wissen, daß ich dem Leopold längst gut gewesen bin; es kann sie also gar nicht überraschen, wenn ich einem Manne zum Altare folge, der mir im Elende treu bleibt und mir zu einer Zeit die Hand reicht, wo ich zu arm bin, um auch nur trockenes Brod im Ueberflusse zu haben.“

„Und doch,“ sprach die Magd, „schütteln die Leute die Köpfe dazu und meinen, du solltest das nicht thun.“

„Warum nicht,“ fragte Settchen, und sah dabei Magdalena mit einem zürnenden Blicke an.

„Sei nur nicht böse, mein Kind; sie meinen, mit dem Leopold könntest du nimmer glücklich werden, denn er sei nicht aufrichtig, sondern tückisch und hinterlistig.“

„Wer weiß etwas Böses von ihm?“ fragte Settchen heftig.

„Böses, geradezu Böses kann man ihm freilich nicht nachsagen; es liegt mehr in seinem Charakter, als in seinem Thun. Niemand kann ihn eigentlich so recht leiden, und – und – nun, es muß doch heraus: Ich selbst traue ihm auch nicht. Er

hat einen Schlangenblick, der bis in das innerste Mark dringt und wie ein Messer schneidet. Du weißt, dein Vater, Gott habe ihn selig, mochte ihn auch nicht, und er war dir doch wahrhaftig so gut, wie einer.“

„Weißt du etwas von ihm, so sag's,“ gab Settchen zur Antwort; „ist das aber nicht der Fall, so sprich auch keine Verdächtigungen aus!“

Magdalena sah wohl, daß ihr der Leopold schon zu tief im Herzen saß, und daß ihn da so leicht Niemand heraussprechen werde. Sie machte zwar noch allerlei Versuche, tastete bald hier, bald da herum, ohne aber etwas auszurichten. Deßhalb nahm sie denn auch bald Abschied, indem sie mit weinenden Augen sprach: „Wenn du ihn denn mit Gewalt nehmen willst und mußt, so sei es in Gottes Namen; an meinem Segen und Gebete soll's dir wahrlich niemals fehlen.“

Magdalena war fort und Settchen befand sich wieder allein. Die Worte der alten Magd hatten einen tiefern Eindruck auf sie gemacht, als sie sich gestehen wollte. Sie fiel daher in ein längeres Sinnen. Das war wahr, der Vater hatte ihn nie leiden mögen und ungefähr dasselbe Urtheil über ihn ausgesprochen, wie Magdalena; auch gab es im Dorfe Manche, die ihm scheu aus dem Wege gingen und hinterher allerlei Lästerreden über ihn führten. Aber, wie sehr sie sich auch mühte, einen vernünftigen Grund hiefür aufzufinden, so wollte ihr das doch nicht gelingen. In ihren Augen war Leopold nicht allein ein schöner, stattlicher Mann, sondern auch frei von jeder Makel. Daß man so nachtheilig von ihm sprach und doch keine Thatsachen aufbringen konnte, war am Ende, so meinte sie, nur ein Beweis von Neid und Mißgunst.

Je stärker sich ihr die letztere Ueberzeugung aufdrängte, desto mehr kam ihr Leopold wie ein armer, mißhandelter, ohne Grund verleumdeter Mensch vor, der ihrer Liebe und Achtung um so mehr bedürfe, weil Andere sie ihm versagten.

Sie hatte die Zeit ausgerechnet, wenn er wieder zurück sein müsse und wartete mit Schmerzen auf diesen Tag. Mehrere Male ging sie während dessen zur Stadt und machte nach Leopold's Anweisung verschiedene Einkäufe. Den Abend vor seiner Ankunft brachte sie alle diese Gegenstände auf das Schloß, damit er gleich bei seinem Eintritt überrascht werden sollte.

Der Verwalter übergab ihr den Schlüssel zu seinen Zimmern. Hier sah es wirklich recht jungesellenmäßig aus; nicht allein alle und jegliche Ordnung fehlte, sondern der Staub lag auch fingersdick auf Möbeln, umherliegenden Kleidungsstücken und am Fußboden.

Mit der innigen Freude, womit eine Frau überall Sauberkeit und Ordnung herzustellen bemüht ist, machte sie sich an die Arbeit, damit der Bräutigam bei seiner Rückkehr die Räume wohn-

lich und angenehm finde.

Es war nicht genug damit, nur obenhin einmal mit dem Staubbesen den Fußboden abzufegen; nein, es sollte eine gründliche Reinigung werden, wie sie so nahe vor der Hochzeit Noth that. Kisten und Kasten, welche offen standen oder doch leicht geöffnet werden konnten, wurden ihres sämtlichen Inhaltes entledigt, das Unterste zu oberst gekehrt und dann in allen Fugen und Ecken mit Seife und heißem Wasser gerieben und gewaschen. In der Schublade einer Commode fand sie alle die kleinen Geschenke, welche sie ihm früher gegeben hatte. Es waren zwar nur Kleinigkeiten, wie sie die Liebe eben zu spenden pflegt: Kleine werthlose Bildchen, vertrocknete Blumensträußchen und dergleichen Dinge, die nur einen Werth für den Empfänger haben. Für Settchen war das ein rechter Schmaus; sie nahm eines nach dem andern, betrachtete es, erinnerte sich der Umstände, unter denen sie es gegeben hatte und schwelgte noch einmal jene glückliche, vom Zauber der ersten Liebe verschönten Tage durch.

„Ihr seid die ersten Zeugen,“ sagte sie mit einem vor Wonne bebenden Herzen, „daß er mich wirklich und aufrichtig liebt. Wer hebt so werthlose Dinge auf, wenn sie nicht etwas besonderes Liebes und Angenehmes für ihn haben?“ Und unter ihren Freudenthränen fingen die dünnen Blättchen wieder zu glänzen an, als ob sie erst so eben gepflückt seien.

In einer Schublade rasselte es von schweren Geldstücken, aber sie war sorgfältig geschlossen. Settchen wandelte die Lust an, einmal zu wissen, wie groß der Schatz sei, den er sich allmählig von seinem Gehalte zurückgelegt hatte; doch widerstand das Schloß. Sünde wäre es in ihrem Verhältnisse zu dem Jäger wohl nicht gewesen, die Schublade zu erbrechen und so ihre Neugierde zu befriedigen; aber das fiel ihr im Traume nicht ein. Lieber wollte sie geduldig warten bis Leopold kam, sein Erbtheil zu dem Schatze legte und sagte: „Sieh, Settchen, das ist unser Vermögen, groß genug für den Kiershof, und auch noch etwas mehr.“

Während sie so dachte, klingelte etwas auf den Boden nieder. Sie bückte sich, um es aufzuheben; es war Gold, gelbes Gold, ein bergischer Dukaten. Aber kein gewöhnlicher Dukaten war es, sondern ein gehenkelter, wie die Mädchen deren an einer Schnur um den Hals zu tragen pflegten.

So hatte sie auch früher einmal einen gehabt, aber der Vater hatte ihr denselben gegen ein hübsches Kreuz vertauscht. Ungern war sie damals davon geschieden und der Vater hatte im Scherze gesagt: „Wann du einmal heirathest, dann sollst du ihn wieder haben.“

„Der meinige sah fast so aus, wie dieser,“ sprach sie vor sich hin. „Aber was ist denn das? das ist ja derselbe, ich kenne ihn genau an dem Henkel, wo er auf beiden Seiten eingefeilt war. Ja,

ja, das ist mein Henkeldukaten! Er ist's! Aber wie mag der nur hierher kommen?“

Sie setzte sich nieder und sann nach. Tausenderlei Vermuthungen gingen ihr durch den Kopf, wovon aber keine einzige so recht stichhaltig war. Eines aber schien nicht allein am wahrscheinlichsten, sondern schmeichelte auch ihrem Herzen am meisten: „Wahrscheinlich hatte Leopold diesen Dukaten früher an ihrem Halse gesehen und sich später alle Mühe gegeben, denselben von ihrem Vater gegen gangbares Geld einzuhandeln. Keiner von beiden hatte ihr zwar je etwas davon gesagt, aber wer konnte wissen, wie das gekommen war. Lächelnd steckte sie das Goldstück ein und gedachte Leopold damit zu necken, wenn er zurückkehre.“

Munter fuhr sie in ihrer Beschäftigung fort, hatte aber hier und dort doch einen kleinen Aerger über die Nachlässigkeit des Bräutigams, womit er gute Sachen verwarlosete und umkommen ließ. Am meisten ereiferte sie sich über einen noch fast neuen Jagdrock, welcher, zu einem Klumpen zusammengeballt hinter den Kleiderkasten gesteckt war, über und über mit Schmutz und Flecken bedeckt, und mitten auf der Brust war gar ein Fetzen Tuch herausgerissen.

Das war doch zu toll; sie erinnerte sich sehr genau, daß er diesen Rock an jenem Regentage getragen hatte, an welchem er mit ihr und dem Vater über den Rhein gefahren war; seitdem hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Also lag er am Ende wohl schon seit jendem Tage vernachlässigt da.

„Es ist eine Schande,“ sagte sie; „ich muß ihn reinigen und später auch flicken, denn er ist so gut, wie nagelneu.“ Mit emsigen Händen rieb sie den Koth ab und fegte ihn mit der Bürste; aber die braunrothen Flecken wollten nicht weichen, wie sehr sie sich auch Mühe gab.

„Ich werde ihn später waschen,“ sprach sie, „und dann geht er noch lange mit.“

Mit der sinkenden Sonne war das Geschäft beendet; sie brachte dem Verwalter den Schlüssel zurück und wanderte durch den Wald nach Hause. „Morgen wird er kommen,“ sagte sie, „morgen, und dann ist Hochzeit!“

Ehe sie noch den Ausgang des Waldes erreicht hatte, kam der Ersehnte daher. „Du bist schon da?“ rief sie ihm entgegen; „ich erwartete dich erst morgen.“

„Ich hoffe,“ antwortete Leopold lachend, „daß ich dir nicht zu frühe komme.“

„Beinahe doch,“ gab sie zur Antwort; „ich war auf dem Schlosse und habe deine Zimmer unter dem Scheuerbesen gehabt.“

„Meine Zimmer?“ fragte er und wechselte dabei die Farbe; „wozu das, sie waren so hübsch rein, wie es ein Junggesell nur immer verlangen kann. Ich werde wahrhaftig in den nassen Räumen den Schnupfen bekommen!“

„Dann ist das das erste Unglück, welches ich dir auf den Hals ziehe,“ antwortete sie schäkernd; „die andern folgen später. Aber ich habe da hübsche Geheimnisse entdeckt, rath einmal was?“

Leopold starrte sie ängstlich an; er wußte nicht, was er von der Rede halten sollte.

Eine Secunde lang weidete sie sich an seiner Verlegenheit, dann aber sprach sie lächelnd: „All die Sträußchen, Bildchen und sonstigen Kleinigkeiten, die dir ein gewisses Mädchen geschenkt hat, sind entdeckt worden.“

Leopold athmete bei diesen Worten wieder auf. „Ah, diese Andenken,“ sagte er, „sprechen sie nicht laut genug für meine Liebe?“

„Aber, du Schelm,“ fuhr sie fort, indem sie den Henkelducaten in die Höhe hielt, „wie kommst du an das?“

„Laß sehen,“ sprach er, und griff hastig darnach. Mit dem ersten Griff wußte er, was es war. „Ich – ich“ – stotterte er.

„Ich – ich“ – ergänzte Settchen spottend, „ich habe ihn dem Franz Kuller abgeloct und nur lumpiges Silber dafür gegeben.“

„So ist es,“ entgegnete Leopold erleichtert; „aber es ist mehr als ein Jahr her, daß ich ihm den Ducaten abkaufte.“ „Gib ihn her, ich muß ihn zu den andern Andenken legen; später sollst du ihn für immer behalten.“

Settchen überreichte dem Geliebten den Henkelducaten und erkundigte sich dann nach seiner Reise. „Ist sie gut abgelaufen, und hast du das Geld schon gleich mitgebracht?“

„Versteht sich,“ antwortete er; „ich trage es all in einem Gurt um den Leib.“

„Laß einmal sehen,“ sagte sie; „ich habe in meinem Leben nicht so viel Geld auf einem Haufen beieinander gesehen, denn der Vater hielt sein Geld immer im Gürtel, als er unser Anwesen verkauft hatte.“

„Im Walde und zur Abendzeit,“ gab er zur Antwort, „darf man seine Reichthümer nicht zeigen, es könnte den einen oder andern zu einem Todschlage reizen.“

Das Wort schien auf den Sprechenden selbst einen unangenehmen Eindruck zu machen, denn er zuckte zusammen. Daß er auch die Farbe änderte, konnte man bei der Dunkelheit nicht sehen.

„Geh' nach Hause,“ sagte er rasch; „morgen komme ich zu dir und dann wollen wir Alles besprechen.“ Ohne Händedruck, ohne Gruß und Kuß eilte er weg und ließ die etwas schmallende Braut den Weg allein machen.

Settchen schaute ihm verwundert nach, ohne sich darum aber doch weitere Gedanken zu machen. „Er hat den Kopf voll von der Hochzeit,“ dachte sie, „und das viele Geld macht ihm Angst.“ – Jetzt war die Zeit des Weinens vorüber; von Morgen ab wollte sie sich recht des Lebens freu-

en und sich Alles aus dem Sinne schlagen, was zu Trauer und Trübsinn neue Veranlassung geben konnte.

Das war ohne Zweifel ein recht vernünftiger Entschluß von dem Mädchen. Leider aber zeigte es sich später, daß das Sprichwort noch immer Geltung hatte: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“

Am nächsten Morgen kam Leopold schon zu ziemlich früher Stunde, um das Wie und Wann der Hochzeit mit ihr zu besprechen. Settchen hatte sich gestern vorgenommen, ihn wegen seiner Nachlässigkeit in Kleidern und besonders des zerrissenen Jagdrockes wegen recht tüchtig zu hänseln; aber er legte an diesem Morgen die Stirne so kraus in Falten und zeigte überhaupt ein so ernstes Wesen, daß sie sich dessen nicht getraute.

Die Unterhaltung drehte sich hier nur um rasche Beschleunigung der Hochzeit. „Ich hab' es satt hier,“ sagte er, „hinaus müssen wir nach dem Kiershofe! Ich weiß nicht, hier wird mir's überall zu enge und zu schwül; mir ist ordentlich, als wenn es überall an Luft fehle.“

Die stechenden Blicke, welche mit diesen Worten aus seinen Augen schossen und wie forschend und fragend auf ihr hasteten, hatten in der That etwas Schlangenartiges und außerordentlich Unheimliches; aber in Settchens Augen wandelte sich Alles, was Leopold that, in Schönheit und Lieblichkeit um, oder sie bemerkte es gar nicht.

„Komm, wir wollen uns anschreiben lassen,“ sprach er; „es dauert ja sonst eine Ewigkeit, bis wir zusammenkommen.“

Settchen, welche von so viel Liebe bis in das innerste Herz gerührt wurde, eilte sich, ihn zu begleiten. Der Pfarrer hielt eine sehr lange Rede über die Wichtigkeit der Ehe und konnte dabei nicht unterlassen, den Leopold auf allerlei hinzuweisen, was er im Ehestande werde ablegen und bessern müssen. „Ich habe dich als Kind gekannt,“ sprach er. „Du warst immer ein kluger, aber auch ein hitziger, aufbrausender Kopf; du konntest im Zorne deinen besten Freund schlagen, wenn's dich auch nachher hundertmal reute. Habgierig warst du ebenfalls, du konntest nicht sehen, daß ein Anderer etwas hatte oder du wußtest es im Guten oder mit Gewalt an dich zu ziehen. Noch andere Fehler hattest du die Menge, und ich glaube, du hast sie noch; dazu verstehst du jetzt die Kunst, sie zu verdecken und zu verschleiern. Soll dein Ehestand ein glücklicher werden, so trachte mit aller Macht darnach, diese Auswüchse einer kräftigen Seele zu beseitigen.“

Dem heiligen Manne gegenüber mußte Leopold wohl schweigen; aber man sah doch in seinem Gesichte, wie viel ihm dieses Stummsein kostete. In diesem Gesichte aber stand es folgendermassen geschrieben: „Hätte ich dich allein im Walde' du alter Schwarzrock, ich wollte dir's eintränken, daß

du so vor den Ohren meiner Braut sprichst!“

Die Schreiber auf dem Rathhause hatten allerlei unter sich zu tuscheln, als sie das Paar anschrieben; ihre Blicke glitten mitleidig von dem Jäger auf das Mädchen, und einer brummte halblaut vor sich hin: „Sie ist viel zu schön für den Kerl mit dem Straßenräubergesichte.“

Das Wort traf, obschon es leise gesprochen war, Leopold's Ohren; hastig fuhr er zusammen, wurde glühend roth, wie ein gesottener Krebs und zitterte wie ein Espenblatt im Winde.

Nachdem die Einschreibung geschehen war, ging Leopold nach dem Kiershofe ab, um dort zum Empfange seiner künftigen Gattin Alles vorzubereiten, indeß Settchen emsig beschäftigt war, mit dem vom Bräutigam empfangenen Gelde ihre eigene Aussteuer herzurichten. Samstags kam Leopold einmal flüchtig herüber, hatte aber den Kopf so vieler Dinge voll und war stets so zerstreut und geistesabwesend, daß Settchen dieses kurzen Besuches kaum froh wurde. „Nach der Hochzeit,“ tröstete sie sich, „wird's besser gehen, dann wird er Ruhe haben; wir werden stets beisammen sein und der eine wird sich mit dem andern freuen.“

Trotz Leopold's reicher Erbschaft und trotz dem, daß er den Kiershof ganz und auf einmal bezahlt hatte, empfand doch keine der heirathslustigen

Dorfschönen den geringsten Neid über Settchens Heirath, wohl aber war es richtig, was die alte Magdalena gesagt hatte. Jung und Alt bemitleideten sie recht aufrichtig.

Zwei Tage vor der Hochzeit trat ein Ereigniß ein, was Niemand vermuthet hatte, welches aber das ganze Dorf in Bewegung setzte. Settchen lag in ihrem Kämmerchen auf den Knien und flehte den Himmel um Glück und Segen für ihren Ehestand an. Das Gebet erquickte und stärkte sie, aber ein Stachel blieb gleichwohl in der Seele zurück. Wo mochte der Vater jetzt weilen? Hatte er in dem fernen Lande eine Ahnung davon, daß sein Kind nach zwei Tagen einen Hausstand gründen würde? Ach, wie viel hätte sie darum gegeben, wenn er jetzt da gewesen, wenn das zu knüpfende Band seines väterlichen Segens theilhaftig geworden wäre.

Da nahten sich hastige Schritte ihrer Thüre, der Polizeidiener des Dorfes trat ein und forderte sie auf, auf der Stelle auf dem Bürgermeisteramte zu erscheinen.

„Was soll ich dort? Sind die Papiere noch nicht in Ordnung?“ fragte sie. Aber der Polizeidiener war schon fort. Befremdet und etwas erschrocken verschloß sie die Thüre und eilte zum Amte. Wo sie vorüberkam, standen Leute vor den Thüren und schauten ihr nach. Es lag auf allen Gesichtern etwas, das ein außerordentliches Ereigniß andeutete. Vor der Amtsstube stand die alte Magdalena

und trocknete die Augen mit dem Zipfel der blauen Schürze. „Kind,“ sagte sie, „bleibe standhaft, es ist schrecklich, schrecklich!“

„Was ist schrecklich? Warum soll ich standhaft bleiben?“ fragte Settchen.

Magdalena wollte antworten, aber schon trat der Bürgermeister in die Thüre, nahm sie bei der Hand und führte sie in die Schreibstube, wo er sie niedersitzen ließ.

Mit klopfendem Herzen erwartete sie die Eröffnungen, welche ihr gemacht werden sollten.

„Settchen,“ fragte der Mann mit weicher Stimme, „wann haben Sie Ihren Vater zuletzt gesehen?“

„Meinen Vater?“ fragte sie hastig entgegen. „Weiß man etwas von ihm? Wo ist er? Ich muß ihn sehen!“

„Ja, man weiß etwas von ihm,“ antwortete der Bürgermeister, „und Sie sollen Alles erfahren; vorher aber müssen Sie genau auf meine Fragen antworten. Wann sahen Sie ihn zuletzt?“

„Am 23. August, den Abend vor der festgesetzten Abreise nach Amerika.“

„Wohin ging er an dem Abende?“

„Er ging zum Schlosse, um bei dem Verwalter eine Schuld einzukassiren.“

„Kam er vom Schlosse wieder in seine Wohnung zurück?“

„Nein, ich erwartete ihn die ganze Nacht vergebens.“

„Wo waren Sie an demselben Tage mit dem Vater gewesen?“

„Wir hatten jenseits des Rheines Abschied von Verwandten und Bekannten genommen.“

„Hat sich auf dem Wege nach Hause Jemand zu Ihnen gesellt?“

„Ja, der gräfliche Jäger, mein Bräutigam.“

„Wo bewahrte der Vater sein Geld auf, als er Abends zum Schlosse ging?“

„Er trug es in einem ledernen Gurte um den Leib.“

„Hat er Ihnen nichts davon zurückgelassen?“

„Keinen Silbergroschen.“

„Haben Sie seitdem nie eine Ahnung von dem Verbleiben Ihres Vaters gehabt?“

„Nein, aber einmal hatte ich mich so lange in Gedanken mit ihm beschäftigt, daß ich mir einbildete, seine Leiche zu sehen.“

„Wo war das?“

„Auf einem der Teiche in der Gänseweide.“

„Waren Sie damals allein?“

„Anfangs war ich allein; ich wurde ohnmächtig; als ich wieder zu mir kam, saß Leopold an meiner Seite.“

Ein Blitz zuckte über das Gesicht des Bürgermeisters, doch fragte er ruhig weiter: „Was that Leopold, was sagte er zu Ihnen?“

„Er schalt mich eine Närrin und wollte meinen Worten nicht glauben. Ich mußte mit ihm an das

Wasser gehen und mich überzeugen, daß ich nur mit offenen Augen geträumt hatte.“

„Sahen Sie dann die Leiche nicht mehr?“

„Nein, ich schaute nach allen Richtungen hin, aber sie war verschwunden; ich hatte mich getäuscht.“

Noch viele Fragen folgten. Am Schlusse mußte Settchen ihre Angaben unterschreiben. „Werde ich ihn jetzt sehen?“ fragte sie ungeduldig.

„Sie werden ihn sehen, mein Kind,“ gab der Beamte zur Antwort, „aber in einem andern Zustande, als Sie sich vorstellen. Sie müssen stark sein und sich auf etwas Schlimmes gefaßt machen.“

„Gott im Himmel,“ schrie sie laut auf, „hat er Schiffbruch gelitten und kommt er nun arm und elend heim? Ja, ja, ich sehe es schon, es ist so gekommen, wie ich immer fürchtete. Aber er wollte von keiner Umkehr wissen; er hatte sich das Auswandern einmal so fest in den Kopf gesetzt!“

Der Bürgermeister schritt ihr voran durch die Menge, welche sich schnell gesammelt hatte; Settchen folgte mit klopfendem Herzen, aber im entferntesten ahnte sie nicht, welches Trauerspiel sie erwartete.

Ueber den Damm ging's der Gänseweide zu, und die Leute aus dem Dorfe folgten oder eilten voraus. Schweigend, starr schauend stand die Menge an dem Ufer des Teiches oder arbeitete sich mit Armen und Beinen durch das dichte Pflanzengeschlinge bis an's Wasser.

Als der Bürgermeister mit Settchen ankam, machten die Neugierigen Platz und hilfreiche Hände waren emsig bemüht, ihnen einen gangbaren Weg zu bahnen.

Kaum hatte das arme Mädchen den Wasserstrand erreicht, als sie, wie von einem Schlage getroffen, zusammenzuckte und einen Aufschrei that. Wiederum, wie an jenem Tage hing die Leiche zwischen dem Gewurzel der Wasserpflanzen, nur noch dicker und gedunsener. Für jeden Fremden schon war es ein gräßlicher Anblick, der noch durch die breite Kopfwunde gesteigert wurde, wievielmehr für die Tochter?

Settchen aber, von dem Wahne befangen, daß sie sich abermals vor einem Blendwerke, einer leeren Täuschung erschrecke, fragte die Leute, „ob sie auch die Leiche im Wasser sehen könnten.“

„Diesmal, armes Mädchen,“ sprach der Bürgermeister, „ist es leider volle Wirklichkeit. Der Körper da gehört deinem Vater an und die Wunde am Kopfe gibt ein unläugbares Zeugniß, daß er erschlagen worden ist; vielleicht erschlagen um seines Geldes willen. Doch werden wir das sehen, wenn die Leiche untersucht worden ist.“

Bei diesen Worten verlor Settchen ihre Sinne; mitleidige Hände brachten sie von dem Orte des Schreckens hinweg auf ihr Stübchen und die alte Magdalena kam, um sie zu pflegen und zu trösten.

Von der entgegengesetzten Seite nahte sich

jetzt der Jäger Leopold; die vielen Menschen am Teiche waren ihm durch dichtes Laubwerk und hohes Schilfrohr verdeckt, bis er um die Ecke bog und er sich nun plötzlich zwischen ihnen befand.

Ein schneller Blick seines unstäten Auges sagte ihm sogleich, was geschehen war. Auf die Leiche starrend, war es nicht anders, als versetzte ihm eine unsichtbare Hand einen Schlag, denn er taumelte zurück und verwickelte seine Füsse in dem Gedörne.

„Erkennt Ihr den Menschen im Wasser?“ fragte der Bürgermeister.

„Wie sollte ich ihn nicht kennen,“ lallte Leopold, „es ist Franz Kuller, Settchens Vater. Aus welchen Gründen mag er in das Wasser gesprungen sein?“

„Er ist nicht hineingesprungen,“ entgegnete der Beamte, „sondern hineingeworfen worden. Seht Ihr die breite Wunde am Kopfe und das durchgerissene Tuch am Arme? Wahrscheinlich war das an einen Stein festgebunden, der den Körper bis heute in der Tiefe hielt.“

„Das ist sein eigenes Tuch,“ sprach Leopold, „ja es ist sein Tuch; der Mörder wird nicht so dumm gewesen sein, ein anderes zu gebrauchen.“

Der Bürgermeister schickte zwei Leute ab, um im Dorfe eine Bahre zu holen.

Leopold, dessen Zähne hörbar klapperten, wollte sich mit ihnen entfernen; aber der Bürgermeister bat ihn zu bleiben, um die Leiche aus dem Wasser heben zu helfen.

Da lief dem Jäger ein kalter Schauer über den Leib; mit Händen und Füßen wehrend, rief er aus: „Um Gottes Willen, muthet mir das nicht zu; ich könnte es nicht für ein ganzes Königreich!“ Und fort war er.

Zwei herzhaftige Männer machten sich unterdeß an's Werk, die Leiche aus dem Wasser zu ziehen und legten sie im Schilfe nieder.

Jetzt erst bemerkte man einen Umstand, der bis dahin Jedem entgangen war: Drohend, wie zur Anklage bereit, hatte der Todte den einen Arm in die Höhe gerichtet und hielt zwischen den geschlossenen Fingern einen dunkelgrünen Gegenstand.

„Was ist das?“ fragte der Bürgermeister. Der Polizeidiener trat näher, nahm den Gegenstand aus der starren, noch im Tode festhaltenden Hand und sprach: „Es ist ein Stück Tuch! Wahrhaftig ein Stück Tuch! Beim Himmel, er hat es seinem Mörder im Kampfe um Tod und Leben aus dem Rocke gerissen.“

An diese Entdeckung knüpften sich natürlich allerlei Muthmaßungen und Folgerungen, wovon die eine noch abentheuerlicher war, als die andere.

Der Bürgermeister aber meinte, die Untersuchung werde schon Alles in's helle Licht stellen, die Leute sollten sich einstweilen die Köpfe nicht zerbrechen.

Der Zug mit dem Todten ging langsam über den Damm; von Groß und Klein gefolgt ward die Leiche, die Niemand in seinem Hause aufnehmen wollte, im Spritzenhause niedergesetzt, welches den ganzen Tag über von Neugierigen aus dem Dorfe und der Nachbarschaft vollständig umlagert ward.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages kam Leopold leise herbeigeschlichen und klopfte an Settchens Kammer. Er war blaß und verstört, und hatte auf die herzzerreißenden Klagen der Braut kein einziges Trostwort. „Laß uns fliehen,“ sprach er, „ehe der Morgen tagt, wollen wir über die Grenze sein.“

„Fliehen,“ fragte sie erstaunt. „Warum sollen wir fliehen?“

„Weil es Menschen gibt,“ gab er zur Antwort, „welche im Stillen den Verdacht auf dich werfen – ja auf dich, armes Kind!“

„Leopold,“ antwortete sie mit Entrüstung, „ich glaube nicht, daß es einen Menschen auf der Welt gibt, der mich wirklich einer solchen That für fähig halten könnte. Wenn aber auch, so wird die Untersuchung zeigen, daß man mir Unrecht thut. Ich fliehe nicht!“

Seine Versuche, sie zum Fliehen zu bewegen, wurden dringender, zuletzt stürmisch. Sie aber stellte ihm immer nur das eine Wort entgegen: „Ich fliehe nicht!“

Da alles vergeblich war, so eilte er in höchster Unruhe hinweg, und ließ Settchen in Trauer und Nachdenken zurück.

IV

Während Settchen Leopold's Ansinnen mit Entschiedenheit zurückwies, saß der Bürgermeister auf seiner Schreibstube und sann über den unbekanntes Mörder nach. Es muß ein Mann gewesen sein, der einen grünen Rock trug, sagte er leise vor sich hin. Dann ließ er in Gedanken alle Einwohner des Dorfes und der Umgegend eine Revue passiren, und musterte Jeden von den Füßen bis zum Kopfe. Plötzlich sprang er auf und sprach: „Immer wieder derselbe Verdacht; nur einer, ein einziger nur trägt einen grünen Rock, und dieser eine ist Leopold, der Jäger.“

Rasch ergriff er die Schelle, welche neben ihm stand, und klingelte. Der Polizeidiener erschien auf der Schwelle und fragte nach seinem Begehren.

„Gehe sofort zum Schlosse,“ erhielt er zur Antwort, „und lade den Jäger des Grafen vor, noch heute Abend hierher zu kommen, um in einer wichtigen Sache Zeugniß abzulegen. Wenn er sich sträuben sollte, so wirst du ihn binden, und mit Zwang hierherführen. Während er sich fertig macht, wirst du Acht auf Alles haben, was er

thut, und mir dann genau Bericht erstatten.“

„Wohl, ich werde es ausrichten,“ antwortete der Sergeant, und schlug den Weg zum Schlosse ein; aber er kam gerade in dem Augenblicke an Settchens Hause vorüber, als Leopold von seinem Fluchtberedungsversuche zurückkehrte.

Der rothe Kragen des Polizeidieners schien ihn unangenehm zu berühren; er suchte demselben rasch zu entschlüpfen, aber der alte Soldat hatte sein Manöver bemerkt, versperrte ihm den Weg und sprach: „Der Herr Leopold soll sogleich zum Herrn Bürgermeister kommen, um in einer wichtigen Sache als Zeuge vernommen zu werden.“

„Ich weiß von keiner wichtigen Sache etwas,“ antwortete er. „Wie kann ich denn als Zeuge vernommen werden?“

„Das sind nicht meine Sachen, kann also auch keine Antwort darauf geben,“ sprach der Mann der Gerechtigkeit mit eherner Ruhe. „Kommen Sie, Herr Leopold!“

Der Jäger wollte sich nun mit Gewalt vorbeidrängen und den Polizeidiener auf die Seite schieben; der aber kannte in solchen Dingen keinen Spaß. Mit einem Gusch war der Säbel aus der Scheibe und die Spitze auf Leopolds Brust. „Weichen Sie noch einen Zoll zurück,“ sagte er mit großer Entschiedenheit, „so sitzt Ihnen das kalte Eisen in der Brust. Seien Sie vernünftig, sonst setze ich Ihnen die Daumschrauben an, daß das Blut unter den Nägeln durchbricht. Vorwärts marsch!“

Nothgedrungen mußte er vorgehen, und der Sergeant folgte ihm mit grimmigem Blicke und blankem Säbel.

Wie es der Bürgermeister mit Settchen gethan hatte, so unterwarf er auch Leopold einer Reihe von Fragen:

„Wann haben Sie den verstorbenen Franz Kuller zuletzt gesehen?“

„Den Tag vor seiner projectirten Abreise, als er mit seiner Tochter von den Abschiedsbesuchen zurückkehrte.“

„Standen Sie mit Kuller in freundschaftlichen oder feindlichen Verhältnissen?“

„In einem freundlichen, denn er wollte mir seine Tochter zur Frau geben.“

„Man hat mir gesagt, er habe sie Ihnen nicht geben wollen.“

„Da er todt ist, so kann man ihn nicht mehr fragen.“

„Haben Sie den Kuller nicht vor Ihrer Abreise nach dem Elsaß im Wasser liegen sehen?“

„Nein, aber Settchen erzählte mir einmal, sie habe ihn gesehen. Sie wußte also schon vorher, wo die Leiche war. Wie sie zu dieser Wissenschaft kam, kann ich nicht sagen.“

„Was meinen Sie damit? Wollen Sie sagen, daß die Tochter von dem Morde Kenntniß habe, oder gar dabei betheiligt sei?“

„Ich habe das nicht gesagt, sondern mich nur gewundert, daß sie eher als irgend Jemand Kenntniß von seiner Leiche hatte.“

„Wie heißt der Oheim, den Sie im Elsaß beerbt haben?“

Der Jäger stockte eine Weile, dann sagte er rasch: „Schmidt hieß er.“

„Man hat Sie vorher nicht von diesem Oheim sprechen hören; auch sind Sie ja nicht aus dem Elsaß zu Hause.“

Leopold schwieg.

„Was hatten Sie an dem Tage, an welchem Sie Kuller zuletzt sahen und sprachen, für einen Rock an?“

„Einen grauen Rock.“

„Wußten Sie, daß Kuller all sein Geld bei sich trug?“

„Nein, ich wußte es nicht; ich glaubte vielmehr, er habe es zu Hause. So sagte mir wenigstens Settchen, und sie setzte hinzu: Wahrhaftig, ich wäre im Stande, ihm das Geld heimlich hinwegzunehmen, dann hörte das Abreisen auf.“

„Halten Sie das Mädchen für fähig, so etwas zu thun?“

„Sie ist meine Braut, darum kommt es mir nicht zu, etwas Schlimmes über sie auszusagen.“

„Sie müssen als Zeuge die ganze Wahrheit sagen, ohne Furcht und Ansehen der Person.“

„Nun denn, wenn ich es sagen muß, so darf ich auch nicht verschweigen, daß sie den Vater haßte, weil er sie zum Auswandern zwang.“

„Sie halten also Settchen für boshaft genug, den Mord begangen zu haben.“

„Ich will das nicht geradezu behaupten, aber ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Kennen Sie dieses Stückchen Tuch? Der Todte hielt es in den Händen, als er aus dem Teiche gezogen wurde.“

Beim Anblicke dieses wollenen Läppchens griff Leopold nach der Brustgegend seines Rockes, wurde kreidebleich und stotterte: „Ich habe es nie gesehen!“

„Es sind Anzeichen vorhanden, welche mir die Pflicht auflagen, Sie einstweilen in Gewahrsam zu nehmen. Sie scheinen etwas Bestimmtes über den Mord zu wissen, und haben insbesondere eine Person verdächtigt, welche dem Verstorbenen am Nächsten stand, seine Tochter. Halten Sie nun diese Beschuldigungen noch fest, so muß ich auch sie einziehen lassen.“

Leopold senkte den Kopf und schwieg.

Der Bürgermeister befahl dem Sergeanten, ihn abzuführen. Dann begab er sich mit dem Polizeidiener und einigen Dorfbewohnern auf das Schloß und begehrte Eintritt in Leopold's Stube. Hier blieb kein Winkel undurchstöbert; jedes Ding ward von seiner Stelle gelegt oder gerückt, und so fand sich zuletzt jener grüne Rock, der Settchen so viel Aerger verursachte.

Der Bürgermeister nahm das Läppchen aus der Tasche und paßte es in das Loch hinein. Und siehe, es füllte die Stelle ganz genau aus, so daß man mit Sicherheit sagen konnte, dieses Läppchen und jener Rock hätten früher zusammengehört und nur durch Anwendung von Gewalt seien sie von einander getrennt worden. Bei einer weitem Besichtigung fanden sich auch blutige Flecken in dem Rocke, welche durch eine stattgefundene Auswaschung nicht hatten vertilgt werden können.

In einer sorgfältig und mehrfach verschlossenen Schieblade fand sich ein Handbeil vor, dessen Schneide hier und dort ein wenig angerostet und mit einem röthlichen Stoffe bedeckt war. Eine verschlossene Schieblade ist ein seltsamer Aufbewahrungsort für ein Handbeil; um so mehr aber wurde dieses Instrument verdächtig, weil es in Lappen und Papier gehüllt war, was einem Handbeile nur unter besondern Umständen passieren kann, die nichts mit seiner eigentlichen Bestimmung gemein haben. Diese Hüllen waren ebenfalls dort, wo sie das Eisen berührten, roth, blutig.

In derselben Schieblade fand sich ein goldener Ring, der im Innern mit den Buchstaben A. K. & F. K. bezeichnet war, dann ein lederner Gurt, wie ihn die Handelsleute um den Leib binden, um ihr Geld leichter tragen zu können. In der Mitte desselben hatte der Sattler aus Lederriemchen ebenfalls die beiden Buchstaben F. K. zusammengesetzt.

Die Leser werden hiernach sicher längst die Ueberzeugung geschöpft haben, daß Leopold Settchens Vater ermordete, ihn seines Geldes beraubte und dann die Leiche in's Wasser schleppete. So dachte auch der Bürgermeister und mit ihm alle diejenigen, denen diese Einzelheiten bekannt geworden waren. Es kann uns deßhalb nicht befremden, daß Leopold noch in derselben Nacht unter starker Bedeckung in's Stadtgefängniß es-cortirt wurde.

Kehren wir zu Settchen zurück. Als sie allein war, überlief es sie kalt, daß man einen Verdacht gegen sie, die Tochter, schöpfen könnte; aber sie ängstigte sich deßhalb nicht, weil die Anklage zu unnatürlich war. Gern hätte sie aber doch gewußt, wer im Dorfe fähig war, solche Verleumdung auszusprechen und zu verbreiten. Am nächsten Morgen hatte sie wieder ein Verhör zu bestehen, und in diesem kamen Fragen vor, welche unverhüllt auf ihre Thäterschaft, wenigstens auf ihre Mitwirkung hinzielten.

„Ich bitte Sie um des Himmels und seiner Heiligen willen,“ sprach sie unter einem Strome von Thränen, „hält man denn mich für die Mörderin?“

„Was mich angeht,“ antwortete der Bürgermeister, „so fällt es mir nicht im entferntesten ein, aber es hat Jemand Aussagen gemacht, auf wel-

che hin ich Sie verhaften müßte, wenn ich meiner Pflicht vollständig genügen wollte; aber ich werde das nicht thun, sondern nur Ihr Versprechen fordern, daß Sie sich nicht aus dem Dorfe entfernen. Wollen Sie das thun?“

„Von ganzem Herzen,“ entgegnete Settchen. „Ich werde jederzeit bereit sein, mich sowohl Ihnen, als dem Gerichte zu stellen.“

„Gut,“ sprach der Bürgermeister; „aber nun habe ich noch eine Frage zu stellen, die Sie mir, wie schwer es Ihnen auch vorkommen mag, gewissenhaft beantworten müssen: Ist Ihnen keimmal der Verdacht aufgestiegen, daß Leopold von dem Morde mehr wisse, als er sich den Anschein gibt.“

„Leopold?“ fragte sie mit allen Zeichen des Entsetzens. „Wäre es möglich, daß Leopold in einen so furchtbaren Verdacht gerathen konnte? Nein, nein, es ist nicht denkbar!“

„Und doch hat man ihn verhaften müssen,“ sagte der Bürgermeister, „denn es liegen Anzeichen vor, daß er entweder den Mord allein, oder mit Hülfe Anderer ausgeführt hat.“

Wer vermag die Gefühle zu beschreiben, welche sich bei diesen schrecklichen Worten ihres Herzens bemächtigten! Ihre Zunge stockte im Munde, sie war nicht im Stande, einen Laut hervorzubringen, wie sehr sie sich auch Mühe gab, zu sprechen, um die furchtbare Anklage gegen den Bräutigam zu entkräften.

„Gehen Sie nach Hause,“ sagte der Bürgermeister, „sammeln Sie sich; später werden Sie besser zu antworten wissen.“

Sie schwankte fort. In ihrem Stübchen angekommen, brauchte sie lange Zeit, bis sich ihre Gedanken so weit ordneten, daß sie einen Rückblick auf die Vergangenheit thun konnte. Zuerst fiel ihr von Neuem wieder die sonderbare Zumuthung auf, zu fliehen; sie gedachte jenes Tages, wo sie die Leiche im Wasser gesehen. Die plötzliche Erbschaft wurde ihr auffällig, auch sein verwirrtes Wesen, sein gänzliches Wegbleiben nach dem Tode des Vaters, sein häufiges Umschleichen des Teiches, der Henkelducaten und der Rock mit dem Loche, alles das gab ihr viel zu denken. Sie konnte nicht läugnen, daß der Verdacht gerechtfertigt war, aber sie schrieb Alles einer ungünstigen Verkettung von Umständen zu und glaubte, daß die Zukunft Licht bringen und Leopold reinigen würde.

Je stärker sie aber hoffte, desto mehr häuften sich die Anzeichen für seine Schuld. Die Eigenthümer des Kiershofes hatten dem Gerichte die Summen vorlegen müssen, welche sie von dem Jäger erhalten hatten. Es waren viele Stücke darunter, welche sowohl von Settchen, als auch von andern Einwohnern des Dorfes als Eigenthum Franz Kullers erkannt wurden.

Unterdeß hatte Leopold eine vollständige Anklage gegen Settchen erhoben, und sie war gefäng-

lich eingezogen und in das Stadtgefängniß abgeführt worden. Verhör folgte auf Verhör, bis endlich die Untersuchung für die Assisen reif war. Da saß sie nun mit dem Mörder auf der Anklagebank; während sie ihn noch immer für unschuldig hielt, mußte sie nun vor den Geschwornen ein Lügengewebe entrollen hören, das in einem andern Munde als dem seinigen, für sie gefährlich werden konnte.

Eine allgemeine Entrüstung ging durch den Saal, als Leopold, um sich selbst rein zu waschen, sie geradezu des Mordes bezüchtigte. Settchen erhob sich, bleich, zitternd, aber gefaßt. „Meine Herrn Richter,“ sprach sie, „bis zur heutigen Stunde habe ich den Mann geliebt und einer solchen That für unfähig gehalten. Was gegen ihn sprach, suchte ich natürlich zu deuten, weil ich an ihn glaubte. Seine Anklage thut mir die Augen auf, und ich beginne die Wahrheit von dem zu erkennen, was mir die gute Magdalene so oft gesagt hat. Zwischen mir und ihm ist von dieser Stunde an jede Gemeinschaft unmöglich, aber ich werde mich jeder Verteidigung enthalten, noch viel weniger eine Gegenklage auf ihn schleudern. Der Geist meines armen Vaters, der in diesem Augenblicke auf ihn und mich sieht, wird mir beistehen, daß Richter und Geschworne das Rechte erkennen.“ Diese wenigen Worte machten einen tiefen und günstigen Eindruck auf Richter und Geschworne.

Auf dem schwarz behangenen Tische lagen verschiedene Gegenstände, unter denen auch der Henkelducaten, das Handbeil, der Rock und das Geld.

Die Sachverständigen erklärten, daß das Blut am Rocke und an dem Beile Menschenblut sei.

Leopold erbehte bei diesem Ausspruche, er mußte sich festhalten, um nicht zu fallen.

„Angeklagter,“ sprach der Präsident, „nach dem Gange der Untersuchung scheint es, daß Sie der Mörder sind. Wahrscheinlich haben Sie Ihr Opfer im Walde mit dem Beil getödtet, das Geld an sich genommen, dann den Todten auf Ihrem Rücken nach dem Wasser gebracht und ihn dort versenkt. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, legen Sie ein reumüthiges Bekenntniß ab; es ist das einzige Mittel, Ihnen die Gnade des Königs zu erwirken.“

Leopold stierte vor sich hin. „Ich bin unschuldig,“ war seine beständige Antwort. „Das Mädchen hat den Mord begangen, weil sie nicht mit nach Amerika wollte. Sie hat es mir nach der That eingestanden, und mir dann das Gold übergeben, womit ich den Kiershof kaufte.“

„Nehmen Sie das Beil in die Hand,“ fuhr der Präsident fort, „besehen Sie es genau, und sagen Sie uns, ob Sie es kennen.“

Leopold zitterte, als er das Beil erfassen mußte; seine Augen flogen wirr von einem Punkte zum andern; sein Oberkörper beugte sich gewalt-

sam zurück, als ob etwas allen Andern Unsichtbares gegen ihn losrücke. Dann that er einen Hieb mit dem Beile in die Luft und rief mit einem schreckenerregenden Schrei: „Fort, fort Kuller! Ha, todt!“

Mit einem lauten Schalle stürzte das Beil aus seiner Hand zu Boden: er selbst todtenblaß auf die Anklagebank zurück.

Durch die Reihen der Geschwornen ging eine Bewegung des Erstaunens; sie erkannten, daß seine wilde Phantasie mit dem Bilde des Gestorbenen gekämpft hatte. Der Spruch war schon entschieden, seine Verurtheilung sicher.

Im Raume der Zuschauer erscholl jetzt eine Stimme: „Laßt mich durch, laßt mich durch! Ich muß sprechen, und wenn es mir den Hals kostet.“ „Der Wilddieb!“ riefen mehrere Stimmen. Ein Mann drängte sich gewaltsam durch die Leute, schwang sich über die Barre und rief: „Herr Präsident, lassen Sie mich sprechen. Dieser Mensch da ist der Mörder! Ich bin Augenzeuge der That gewesen! Jetzt, wo seine Verurtheilung sicher ist, darf ich sprechen, ohne für mein Leben fürchten zu müssen. Ich war im Begriffe, im Halbdunkel einen Rehbock zu schießen, als ich den Jäger des Weges kommen sah. Um nicht entdeckt zu werden, verbarg ich mich hinter einer Buche und der Jäger trat in das Gesträuch. Nicht lange nachher kam ein Mann des Weges. Da trat Leopold aus dem Gesträuche, hielt ihn an und sprach: „Woher so spät Kuller?“ „Vom Schloß!“ gab dieser zur Antwort. „Wenn Ihr Euer Geld bei Euch habt,“ sprach der Jäger, „so könntet Ihr durch den Wald wohl meine Begleitung brauchen.“ „Ich habe es bei mir,“ antwortete Kuller, „aber ich fürchte mich nicht, denn hierherum wohnen nur ehrliche Leute.“

Da zog der Jäger ein Beil unter seinem Rocke hervor; mit aller Kraft sauste es auf den Schädel Kuller's nieder. Während er lautlos zusammensank, griff er im Fallen nach dem Mörder und faßte ihn am Rocke. Das Stückchen Tuch, welches sich in der Hand der Leiche fand, muß davon herrühren.

Alles vergessend, sprang ich hinter der Buche hervor und rief: „Leopold, was hast du gethan?“

Der Mörder hob das Beil noch einmal, um auch mich niederzuschmettern; aber als ich zurücksprang und das Gewehr auf ihn aufchlug, da besann er sich und sprach: „Der Teufel hat dich hierhergeführt, daß du Zeuge meiner That geworden! Merke dir nun wohl, was ich zu sagen habe: Wir sind einer gegen einen, ich kann also ebenso gut dich angeben, wie du mich. Was dich angeht, so stehst du seit langer Zeit in schlechtem Rufe; man würde mir also mehr glauben, als dir. Ist es so oder nicht?“

„Es gibt aber noch einen Ausweg,“ fuhr er fort, „nämlich daß du das Maul hältst und dafür einen

Theil vom Raube nimmst. Wenn du klug bist, so wählst du das letzte. Ueberdieß will ich dir noch sagen, daß ich dich tödten werde, sobald ich nur den geringsten Verdacht merke.“

„Den Raub,“ gab ich ihm zur Antwort, „kannst du allein behalten, aber schweigen will ich, weil mir mein Leben lieb ist.“

„Gut,“ antwortete er, „mache dann, daß du fortkommst.“

Ich ging, kroch aber bald nachher auf Händen und Füßen an den Ort der That zurück, wo ich sah, wie er dem Todten den Geldgurt abschnallte und sich selbst um. Dann aber packte er den Kuller auf seinen Rücken und schleppte ihn in die Wiesen. Weiteres weiß ich nicht; denn mir grauste und ich machte mich davon.

Bei diesem Zeugnisse bemächtigte sich aller, die im Saale waren, ein Schauer; athemlose Stille herrschte überall.

Der Mörder hörte den Wilddieb mit steigender Angst; der letzte Tropfen Blutes entfloß aus seinem Gesichte.

Und als der Präsident nun fragte: „Angeklagter, was habt Ihr auf diese Aussage zu erwidern,“ da schnappte er eine Weile nach Athem, dann stöhnte er: „Beim König ist noch Gnade, wenn ich bekenne? Gut, so will ich denn bekennen! Sein Zeugniß ist wahr, ich habe den Kuller umgebracht, um sein Geld und seine Tochter zu bekommen.“

Nach diesem Geständnisse verließen ihn seine Kräfte; wie von einem jähen Blitzstrahle getroffen, stürzte er nieder und schlug mit dem Kopfe auf die Bank, daß es schallte.

„Was bewog Euch,“ fragte der Präsident nach einer Pause, „dieses Mädchen fälschlicher Weise anzuklagen?“

Er antwortete nicht; fest blieb der Kopf auf der Bank liegen, schlaff hingen die Arme herab.

Der Arzt, welcher den Leichnam Kuller's untersucht hatte, trat zu ihm, beschaute ihn aufmerksam, betastete seinen Puls und sprach: „Meine Herren Richter und Geschworenen, hier hat die irdische Gerechtigkeit ihre Macht verloren. Er steht bereits vor dem Richterstuhle Gottes; ein Schlag hat dem Scharfrichter die Ausübung seines Amtes erspart.“

Das Gericht wurde aufgehoben, Settchen entlassen.

Draußen harrte die erschütterte Menge, und als das Mädchen aus dem Gebäude trat, da erhoben sie ihre Arme und wollten sie im Triumphe durch die Stadt tragen.

Sie aber wehrte es. „Laßt mich im Frieden ziehen,“ sprach sie; „ich habe einen Todten zu beweinen und für einen andern zu beten!“

Im Dorfe angekommen, verfügte sie sich sogleich zum Bürgermeister und sprach: „Der Kiershof oder das dafür gezahlte Kapital ist mein

rechtmäßiges Eigenthum, aber meine Hände sollen nimmer das Blutgeld berühren, noch die Scholle betreten, die mit Mord erkaufte ist. In Eure Hände lege ich Alles; verwendet es zum Wohl der Armen; mir aber erweist die Gunst und laßt mich bis an mein Ende die Gänse des Dorfes hüten.“

Die Bitte ward ihr gewährt und von diesem Tage an, sah man sie stets an dem Platze, wo man auf den Teich hinabschauen konnte. Lächeln kam nicht mehr über ihre Lippen. Ihr ganzes Leben war dem Gebete und der Betrachtung gewidmet.

Nach dem Tode

Im Bierhause saßen zwei Zechbrüder zusammen, die ihr ganzes Leben lang gute Kameradschaft gehalten hatten. Als die Franzosen oder vielmehr der große Napoleon den vermessenen Gedanken hatte, die unwirthlichen Gefilde Rußland's zu erobern, mußten auch die Rheinlande ihr Contingent stellen, und Barber, der Schmiede, nebst seinem Freunde Ziegler, der ein Kupferschläger, mußten das Schurzfell ausziehen und den Hammer bei Seite werfen, um in die Soldatenjacke gesteckt zu werden. Seit jener Zeit waren sie nicht mehr aus dem Militärrocke herausgekommen, denn später halfen sie die Franzosen unter preußischer Herrschaft schlagen, zeichneten sich durch männliche Tapferkeit aus und wurden beide Unteroffiziere. Das Glück war ihnen günstig, denn wohin auch das Regiment geworfen wurde, überall blieben sie zusammen, bis sie endlich beide in ein- und derselben Stadt bei der Douane angestellt wurden.

Ihre Unzertrennlichkeit hatte etwas Rührendes; die Leute nannten sie nicht anders als Jonathan und David. Es machte ihnen Spaß, diese Benennung zu adoptiren, und so wurde der Kupferschläger Jonathan, der Schmiede David. „Jonathan,“ sagte David, als sie im Luftballon zusammen hinterm Glase saßen, „weiß der Kuckuk, seit einiger Zeit taugt's in meinem alten Körper nicht; überall, wo ich einen Hieb oder einen Stich mitbekommen habe, da prickelt's, beißt's, wie bei einem Gichtlahmen, und da oben in der Schulter, wo mir der Feldscheer die Kugel herausgeschnitten hat, da juckt es wie die Schwerenoth.“

„Ha,“ antwortet Jonathan, „wir werden wohl Regen bekommen; du kannst es ja immer drei Tage voraus fühlen. Ich habe ein ordentliches Glück gegen dich; bin doch auch gehörig zusammengewunden und geschossen und habe fast mehr Malzeichen auf dem Leibe, als du. Dennoch thut mir's nichts, so lange kein Schnee kommt.“

„Das ist's nicht,“ sagte David; „mit dem Wetter hat das nichts gemein; ich glaube, das Alter thut's. So Morgens und Abends, wenn ich ganz allein bin, dann kommen allerlei Gedanken über mich, und ich kann sie gar nicht los werden, bis ich wieder unter die Menschen komme. Dann gruselt es mir und ich sehe all die todten Gesichter vor mir, die uns auf den Eisfeldern Rußland's anstarrten. David, sage ich dann zu mir selber, der Tod schickt seine Vorposten aus, bald wird er dir in die Pfanne hauen. Wenn du da nur die richtige Parole hast, um vom St. Peter durch das enge Pfortchen gelassen zu werden.“

„Sprich nicht davon,“ entgegnete Jonathan; „der Tod kommt immer noch früh genug, man braucht ihn nicht zu rufen.“

„Es wäre doch gut, wenn wir ab und zu ein wenig mehr daran dächten, wir haben's beide nöthig.“

„Hast recht David, aber es ist kein angenehmes Thema. Wenn man nur wenigstens wüßte, wie es jenseits aussieht, und ob so ein alter Invalide bei den himmlischen Heerschaaren überhaupt Zutritt hat.“

„Möcht's auch wissen, Jonathan, aber da fällt mir etwas ein: Ich habe mir wohl einmal sagen lassen, wenn sich zwei Freunde das ernste Versprechen geben, sich nach dem Tode zu erscheinen, dann ginge das in Erfüllung. Wie wäre es, wenn wir zwei uns das auch versprächen; es möchte für den Ueberlebenden von Nutzen sein.“

Jonathan schauderte ein wenig bei dem Vorschlage, denn ihm dächte, als sehe er schon den David als Knochenmann vor seinem Bette stehen und ihm mit den langen, hageren Fingern winken. Um sich aber keine Blöße zu geben, ging er doch auf den Vorschlag ein, und so wurden sie über das Erscheinen nach dem Tod einig. David aber blickte doch einmal unwillkürlich nach dem Kirchhofe, dessen Kreuze und Monumente man von der Wirthsstube aus sehen konnte.

Jonathan fügte dann noch bei, daß der Gestorbene den Ueberlebenden beim Namen rufen solle, und daß dieser dann kommen müsse, sei es bei Tag oder Nacht. Darauf reichten sie sich die Hände, tranken ihre Gläser aus und schockelten von dannen.

Dieser Unterredung hatten ein paar rechte Schalke beigewohnt, wovon der eine die Stimme Davids so genau nachahmen konnte, daß Niemand sie zu unterscheiden im Stande war. „Denen könnte man ein hübsches Stückchen spielen,“ sagte er. „Ja, wenn's nur nicht gottlos wäre,“ entgegnete der Andere.

Einige Tage später war der David wirklich todt. Jonathan weinte, wie ein Kind hinter der Leiche seines langjährigen Freundes und konnte sich gar nicht trösten.

Eine ganze Woche lang besuchte er den Luftballon nicht und brachte weder Schnaps noch Bier über seine Lippen. Endlich aber kam er zu der Erkenntniß, daß der Mensch doch nicht ewig trauern könne, besuchte wieder täglich den Luftballon und holte das Entbehrte in doppelten Portionen nach.

Eines Abends that er sich besonders gütlich,

trank weit über den Durst und brachte in seines Herzens Freudigkeit sogar dem Verstorbenen ein Glas.

Kaum hatte er den hochaufgethürmten Schaum hinweggeblasen, so tönte durch die stille dunkle Nacht laut und vernehmlich der Ruf: „Jonathan!“

Die Gäste verstummten; alle neigten das Ohr neugierig der Gegend zu, woher der Ruf kam. Der Gerufene aber stand wie angedonnert, das erhobene Glas in der Hand.

Zum zweitenmale und noch vernehmlicher erscholl jetzt der Ruf: „Jonathan!“ – Jonathan erblaßte und setzte das Glas nieder ohne zu trinken. Die Gesellschaft aber lauschte in tiefster Ruhe; kein Fuß bewegte sich, kein Athem wurde gehört.

Und nun zum drittenmale: „Jonathan, komme!“

Der Schweiß brach dem Douanier aus allen Poren, aber langsam wanderte er zur Thüre hinaus, indem er vor sich hinmurmelte: „Ich habe es versprochen, ich muß Wort halten!“

Geraden Weges schritt er durch das Dunkel dem Kirchhofe zu. Seine Zähne klapperten, seine Füße schwankten, aber er ging.

Als er am Grabe des Freundes angekommen war, ertönte die Stimme hohl und tief: „Du bleibst lange, und doch haben die Todten nicht viel Zeit, an der Erde zu verweilen. Tritt etwas zurück, mein Freund, denn der Rasen über meinem Grabe brennt. Höre, was ich dir aus jener Welt zu berichten habe, und nimm dir eine Lehre daraus: Zehnmal zehntausend Jahre muß ich in den Flammen des Fegefeuers brennen, bis meine Schuld getilgt ist! Kannst du fassen, was es heißt: Zehnmal zehntausend Jahre?“ –

„Du weißt,“ fuhr die Stimme noch dumpfer fort, als Jonathan zähneklappernd und sprachlos stehen blieb; „du weißt, daß du bei allen tollen Streichen mein Gefährte warst, folglich weißt du auch, was deiner nach dem Tode wartet. Gehe, gib den Brandtwein und das Bier auf, besuche besser Kirchen und Kapellen und gib den Armen das Geld, welches du jetzt unnützerweise verschlemmst. Durch Entsagung und Buße kürze deine und meine Haft ab. Geh, meine Zeit ist abgelaufen.“

Die Stimme des Geistes verstummte und Jonathan wankte zurück. Als er in den Saal des Luftballon eintrat, um Mütze und Säbel zu nehmen, da standen ihm nicht allein dicke Schweißtropfen im Gesichte, sondern auch alle Haare zu Berge.

Seit jenem Abende sah man nie wieder den Douanier hinter dem Glase, desto öfter aber in der Kirche und vor den Kreuzen.

Als einige mitleidige Herzen ihm sagten, daß er genarrt worden sei, da schenkte er dem gar keinen Glauben, sondern setzte seine Andachtsübungen um so eifriger fort. Geistiges Getränke kam

nie wieder über seine Lippen. Endlich nahte auch ihm der Tod; er starb wie ein Heiliger, sein letztes Wort war: „David, ich komme!“

Ein Piraten-Kampf

Im Jahre 1569 war es, als eine portugiesische Flotte auf dem Weltmeere schwamm, um sich nach Brasilien zu begeben. Eben begann dieses ferne Land dem Mutterstaate Portugal Früchte zu tragen, aber stete Nachhülfe aus der Heimath that noth, weil die rachedürstenden Indianerstämme die jungen Kolonien unaufhörlich mit Feuer und Schwert überfielen, und niedermetzelten, was ihnen in die Hände fiel.

In diesen blutigen Vernichtungskämpfen wurden sie von den französischen Ansiedlern, welche sich durch die herrschenden Portugiesen in ihren Handelsinteressen benachtheiligt sahen, kräftig unterstützt.

Luis de Vasconellos kam mit der Flotte, um die weltlichen Angelegenheiten Brasiliens zu ordnen, während ihm der Pater Ignacio de Azevedo mit neunundsechzig Brüdern der Gesellschaft Jesu beigegeben war, um den wilden, menschenfressenden Indianern das Evangelium zu predigen. Außerdem hatten sich zahlreiche Ansiedler angeschlossen, welche in dem reichen Lande ihr Glück zu machen hofften.

Wohl durfte man der stolzen Flotte einen glücklichen Erfolg versprechen, denn die Krone hatte weder Mühe noch Kosten gescheut, um die Expedition mit den besten Schiffen zu versehen und diese mit einer tüchtigen Mannschaft und reichen Hilfsmitteln auszurüsten; aber ein heftiger Sturm warf die Flotte auseinander und schleuderte die Schiffe auf den empörten Wogen in alle Himmelsgegenden auseinander, so daß nie wieder eine Planke davon gesehen wurde.

Nur zwei Fahrzeuge entgingen dem Schiffbruch, um einen schlimmern Loose entgegen zu steuern. Auf hoher See, in der Nähe der canarischen Inseln gewahrten sie zwei Segel, die geraden Laufes auf sie zuschwammen. Als sie näher kamen erwiesen sich die Flaggen als französische. War dieses bei der feindlichen Stimmung der beiden Staaten gegen einander schon keine angenehme Erscheinung so wurde die Situation noch mißlicher, als die schwachen, kaum seetüchtigen Fahrzeuge bemerkten, daß sie es mit zwei gefürchteten hugenottischen Corsaren, dem Jaques Sore von Rochelle und dem Jean Cap de Ville zu thun hatten.

Sie wußten nun, daß sie auf Tod und Leben kämpfen mußten, denn diese Corsaren gaben niemals Pardon. Siegen oder sterben, das war ihr Loosungswort. Der Gouverneur Luis de Vasconellos ließ alle seine Leute auf das Verdeck kommen, zeigte mit dem Finger auf die beiden Segel und

sprach: Seht dort die Feinde Brasiliens, an deren Händen das Blut eurer Brüder klebt, welche den Feuerbrand in die Häuser der Kolonisten werfen, Frauen und Kinder in die Flammen schleudern, die ruhigen Landbauer spießen und das unter harter Arbeit errungene Eigenthum auf ihren Raubschiffen über den Ocean schleppen. Bald werden sie uns erreicht haben; ihre Schiffe sind schnell und stark, und die Flucht ist unmöglich. Ihr habt nur eine Wahl, entweder diese Raubschiffe zu zerstören und eure Brüder zu rächen oder wie Feiglinge unter ihren Messern zu sterben. Wählet nun!

Wir wollen bis auf den letzten Mann Stand halten, sagte ein graubärtiger Soldat. Sollen wir einmal sterben, so ist der Tod für unser theures Vaterland der schönste! Dieser männlichen Rede stimmten Alle bei und sie verlangten Waffen.

Ihr sollt sie haben, antwortete der Gouverneur; ich weiß, daß ihr dieselben zu Portugals Ehren gebrauchen werdet.

Unter dem Jubelrufe der Soldaten ließ er die wenigen Geschütze besetzen, welche der Sturm ihnen gelassen hatte und wies jedem Einzelnen seinen Posten an. Unter den frommen Brüdern waren viele, die einst einen Harnisch um die Lenden und eine Schwertgurt um die Hüfte trugen. Ihre Augen erglänzten, als sie die Anstalten zum Kampfe sahen und unwillkürlich streckten sich ihre Hände nach den scharfen Klingen aus, welche haufenweise auf dem Verdecke lagen und im Glanze der brennenden Sonne funkelten.

Da aber trat Pater Ignacio auf und sprach: Nicht das Schwert ist unsere Waffe, sondern das Gebet. Der Mann des Herrn soll seine Vergangenheit, seine Siege und Triumphe vergessen und sich wohl bewußt werden, daß ihn Gott gesandt hat, um Wunden zu heilen, nicht um sie zu schlagen. Betet, wie Moses einst auf dem Berge betete. Sollen wir fallen, so wollen wir's mit dem Worte des Herrn auf den Lippen.

Kaum hatte der Pater diese Worte gesprochen, so donnerte von den Corsarenschiffen eine doppelte Salve herüber und Kugeln vom schwersten Kaliber bohrten sich in den Rumpf des einen Schiffes, so daß es bereits mit dem ersten Schusse Wasser zu schöpfen begann.

Die Hälfte der Mannschaft mußte an die Pumpen, ein Theil stand mit dem Gewehre im Arme bereit, auf die Corsaren zu feuern, wenn sie in Schußweite kämen, während die Kanonen der Begrüßung des Feindes antworteten.

Die Kugeln zerfetzten hier und dort die Tackelung und streckten auch manchen Seeräuber nieder, der sich zu keck auf dem Decke zeigte, aber dem thaten sie keinen erheblichen Schaden, denn es war von unten bis oben eine schwimmende Festung.

Die Schiffe wandten sich rasch, um sich einander die zweite Ladung zuzuschicken. Das Donnern der Kanonen, das Fluchen der Lebenden, das Röcheln der Sterbenden nahm mit jeder Minute zu, aber auch der Muth der hart bedrängten Portugiesen.

Auf dem Decke des einen ihrer Schiffe konnte man kaum noch die Planken erkennen, so war es von Blut, abgerissenen Gliedmassen und Sterbenden überschüttet. Nach jeder neuen Salve verdeckte der Pulverdampf die grauenhafte Scene, um sie im nächsten Augenblicke noch blutiger, noch schrecklicher zu zeigen.

Die knienden Brüder hörten trotz all dieser Schrecknisse nicht auf zu beten, den Sterbenden Trost zu spenden, den Blutenden ihre Wunden zu verbinden. Wann einer aus ihrer Schaar niedergestreckt wurde, legten sie ihn an die Schiffswand nieder und begannen dann von Neuem zu beten und zu helfen.

Jetzt war kein Mast mehr auf dem Schiffe, nur die zersplitterten Trümmer lagen umher und hinderten die freie Bewegung.

Die Pumpenden waren nicht mehr im Stande, das Wasser zu entfernen. Immer höher stieg es im Schiffsraume und der Augenblick nahte, wo es von der Schwere des eingedrungenen Elementes in die Tiefe gezogen werden mußte. Da kam eine neue Salve, welche große Löcher in die Wände schlug und den Untergang beschleunigte. Unaufhaltsam rauschte das Wasser hinein, schon begann das Schiff zu sinken.

Legt die Waffen nieder, befahl da der Kapitain; bereitet euch zum Sterben! Er kniete zwischen den Todten nieder und erhob seine Hände gegen Himmel. Diesem erhabenen Beispiele folgten Alle, es war ein großer Anblick!

Auf dem andern Schiffe aber breitete Ignacio de Azevedo seine Hände aus und segnete mit lauter Stimme die Knieenden. Die Corsaren, von Bewunderung ergriffen, hatten den Kampf eingestellt und schauten staunend zu den Männern hinüber, welche ohne Klagen, ohne Zucken aus dem Leben schieden.

Todtenstille herrschte auf den Wogen, die noch vor einer Weile von dem schrecklichsten Getöse wiederhallten; es war, als ob die Natur selbst diesen Helden das Opfer einer schweigenden Ehrfurcht darbrächte.

Wenige Minuten nur, da erreichte das Verdeck schon den Wasserspiegel. Vereinzelte Rufe: Lebt wohl, Brüder! Grüßet die Unsrigen! ertönten noch, dann aber zeigte nur das Gurgeln und Bro-

deln der Wogen an, daß der Rumpf des Schiffes jetzt in der Tiefe die Soldaten und die Brüder nach allen Richtungen hin verstreut habe.

Leichteren Kampf hatten jetzt die Corsaren mit dem einen, noch übrig gebliebenen Schiffe, auf welchem sich der Gouverneur und der Pater Azevedo befanden.

Luiz de Vasconellos wußte, daß ihm und der Mannschaft kein besseres Loos bevorstand, als den im Meere Versunkenen; dennoch streckte er die Waffen nicht. Mehrere der Kanonen hatten sich von ihren Ketten gelöst und rollten nun in den Kammern vorwärts und vorwärts, indem sie unter fortwährendem Getöse das Schiff bad auf diese, bald auf jene Seite warfen.

In dem fruchtlosen Bemühen, sie wieder fest zu machen, durchstieß bald hier eine, bald dort eine die Schiffswand, schoß pfeilschnell hinaus in's Meer, wie ein Tiger, welcher dem Käfig entspringt, und verschwand in der Tiefe.

Die Corsaren hörten auf zu schießen; mit jeder Secunde wurde die Entfernung zwischen ihnen und dem bedrohten Fahrzeuge geringer; jetzt fielen die Enterhaken und Seite an Seite lagen die Schiffe.

Wie eine Heerde von hungrigen Hyänen stürmten die Seeräuber auf das Deck, wo der Gouverneur und die portugiesischen Soldaten sie festen Fußes, aus dem Muth der Verzweiflung erwarteten, indeß Azevedo mit seinen noch überlebenden Genossen betend dem sichern Tode entgegensah.

Das Deck hallte wieder von dem wilden Geschrei der anstürmenden Hugennotten, die blanken Schneiden der Degen zuckten in erschrecklicher Eile auf und nieder, rasch aufeinander knatterten die Pistolen und Karabiner. Wie groß auch der Muth und die Tapferkeit der Ueberfallenen war, die Mehrzahl erdrückte sie; einer nach dem andern stürzte tödtlich getroffen nieder; zuletzt stand nur noch der Gouverneur aufrecht. Aus mehr als zwanzig Wunden blutend, stemmte er sich mit dem Rücken gegen die Schiffswand und wehrte sich, wie ein Löwe. Die hageldicht fallenden Hiebe streckten ihn endlich nieder, und nun hatten es die Unmenschen nur noch mit Pater Azevedo und seiner Genossen zu thun.

Ihre Wehrlosigkeit hätte den Corsaren Mitleid, Schonung gebieten sollen; aber Jaque Sore und Jean Cap de Ville würden auch einen Säugling nicht geschont haben. Azevedo wurde zuerst von ihnen ergriffen und über Bord geworfen. Ihm folgten seine Brüder, einer nach dem andern, bis auch der Letzte unter dem Wasser verschwand.

Nach dieser mehr als barbarischen Handlungsweise beraubten sie das Schiff seines Inhaltes und versenkten es dann in die Tiefe. Lachend, höhrend, mit wilden Gesängen fuhren die Corsaren von dannen, um diese Blut- und Gräuelszenen an dem nächsten Kauffahrer, dessen Kiel fried-

lich das Wasser pflügte, zu wiederholen. Die Leiber der Portugiesen aber wurden von den schaarweise umherschwimmenden Haifischen zerrissen und verzehrt.

Wehe dir Jacques Sore, Wehe dir Jean Cap de Ville am Tage der Vergeltung!

Dem Peter Kaspers aber wurde der Proceß gemacht und es wurde ihm durch mehrere seiner Saufgenossen bewiesen, daß er in jener Nacht nicht bei seinen Eltern gewesen, sondern bei Ihnen in der Schenke. Kurz nach 12 Uhr hatte er sie verlassen und war später wieder gekommen. Es traten noch eine Menge verdächtiger Umstände dazu. Als er sah, daß mit dem Lügen kein Durchkommen mehr war, bekannte er den Mord, aber er hatte keine Reue darüber. Die Geschworenen erklärten ihn des Mords schuldig, und er wurde auf dem größten Platze der Stadt hingerichtet.

Die Vergeltung

I

Die folgende Erzählung beruht in der Hauptsache auf Wahrheit; die handelnden Personen sind gestorben, aber die Erde auf ihren Grabhügeln hat sich kaum mit einer neuen Grasdecke bekleidet. Meine Leser werden deshalb diesem Umstande vielleicht ein Interesse widmen, welches die einfach schlichte Erzählung nicht zu erwecken im Stande wäre.

Mitten im Herzen einer gebirgigen Gegend des Rheinlandes liegt ein Dorf, welches wir mit dem Namen Heimberg bezeichnen wollen. Im Sommer kann man kaum eine lieblichere Stelle denken, als dieses Heimberg, denn es liegt so hoch, daß der Blick ringsum eine freie Aussicht auf die nahen und fernen Hügelzüge hat. An der Rückseite von kräftigen Hochwalde umschlossen dehnen sich vor demselben die saftigsten Thalwiesen aus, durch welche ein wasserreicher Bach fließt.

Romantisch liegt auf der Höhe die Kirche; die Häuser des Dorfes sind klein und ansehnlich, meist aus Lehm gebaut, den der Regen an vielen Stellen abgewaschen hat. Nur ein einziges in der Nähe der Kirche macht eine Ausnahme; vom Fußsockel bis unter das Dach ist es aus rothen Ziegelsteinen erbaut; die Fenster sind grün angestrichen und mit schneeweißen Vorhängen geziert.

Dort wohnt der wohlhabendste Mann der ganzen Gemeinde, den dortigen Verhältnissen gemäß reich, sehr reich zu nennen. Peter Weller ist sein Name, und dieser Name klingt überall gut, denn er verbindet mit dem Begriffe des Reichthum's den der Ehrlichkeit, Biederkeit und Wohlmeinheit. Deshalb haben die Bauern der Gemeinde ihn auch zu ihrem Bürgermeister gewählt, wir man's an dem Adler über der Thüre und dem Kästchen mit dem Drahtgitter sehen kann.

Eines Tages herrschte in diesem Hause ein lauter Jubel. Die Bewohner desselben stürzten mit fröhlichen Gesichtern vor die Thüre, winkten mit Taschentüchern und riefen: „Sie kommt, sie kommt!“

Auf der Höhe kam ein leichtes, offenes Wägelchen dahergehert, in dem eine Frauengestalt sichtbar wurde. Diese erhob sich jetzt auf dem Kutschensitze und winkte gleichfalls mit dem Taschentuche.

Zehn Minuten später hielt das Wägelchen vor der Thüre des Bürgermeisters; ein blühendes Mädchen sprang heraus und geradezu in die Arme der Frau Bürgermeisterin. Um die Leser nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich nur gleich

sagen, daß sie die älteste Tochter des Hauses, Mathilde war, und jetzt aus der Pension zurückkehrte.

Reihum flog sie aus einem Arm in den andern und des Küssens war schier kein Ende. Der knecht hob unterdeß den Koffer von dem Wägelchen herab und trug ihn in's Haus.

„Der Hengst hat wacker ausgegriffen, Herr,“ sprach er zum Bürgermeister, als die Begrüßung vorüber war; „es war gerade, als ob er wüßte, daß er Mathilde heimfahre; denn wenn ich nur mit der Zunge schnalzte und sagte: Frisch, Hengst, der Mathilde wird's lang, da griff er aus, daß der Kies gegen das Spritzleder flog.“

Der Bürgermeister lächelte und sprach: „Er hat's wohl auch ein wenig unsertwegen gethan, denen es ebenso lang wurde.“

Drinne in der freundlichen Stube war Alles zu einem festlichen Mahle hergerichtet. Das Waffeleisen war den ganzen Tag nicht kalt geworden, und an anderm Backwerk fehlte es auch nicht.

Heute bekam Mathilde den Ehrenplatz, denn sie war ja die Königin des Festes. Sie war schön, wirklich schön und dazu so fein gebildet, daß man schwerlich eine Bauerntochter in ihr vermuthet hätte. Heute aber war sie doppelt schön, denn aus ihren Zügen strahlte die innige Liebe. Eine unverwüstliche Heiterkeit war ihrem Charakter eigen, und dieser Heiterkeit theilte sich der ganzen Umgebung mit, so daß man aus dem Lachen gar nicht herauskam.

Nach dem Mahle öffnete sie den Koffer. „Nun muß ich doch meine Geschenke holen,“ sprach sie; „es sind zwar nur Kleinigkeiten, aber ich habe sie alle selbst gefertigt und dazu mit einer Lust, als wenn's hier mitten unter Euch geschehen wäre.“

Nun ging's an ein Austheilen, Erst kam er Vater an die Reihe; er erhielt ein Paar gestickte Hosenträger, die nicht schöner sein konnten. Die Mutter eine gestrickte Bettdecke, an der sich diese kaum satt sehen konnte. Sie hatte sich immer eine solche gewünscht, aber die Arbeit nie beginnen können. Brüder und Schwestern waren auch nicht vergessen, selbst für den Kutscher, den Jakob nämlich, hatte sie ein Paar warme Winterhandschuhe gehäkelt.

Da lagen aber noch eine Menge kleiner Päckchen, und auf jedem desselben stand ein Name. Das waren Geschenke für arme Frauen aus dem Dorfe.

„Die muß ich nun gleich wegbringen,“ sprach sie, „damit sich die guten Mütterchen nicht

grämen und gar denken, ich hätte sie in der Pension vergessen.“

Und nun eilte sie das Dorf hinab, das Körbchen mit den Liebesgaben am Arme. Wer sie so dahinschweben sah, der konnte nicht umhin, stehen zu bleiben und der reizenden Gestalt einen Augenblick nachzuschauen.

An ihrem Wege lagen die armen Hütten zerstreut, die sie besuchen wollte. In jede derselben trat sie ein, überall spendend, überall sich mit kindlichem Wohlwollen nach den Angelegenheiten der Familie erkundigend. Die alten Mütterchen zerflossen in Thränen des Dankes, sie nannten sie den Engel des Dorfes und wünschten den Segen des Himmels auf sie herab.

Das Körbchen wurde mit jedem Besuche leerer; endlich lagen auf dem Grunde desselben nur noch ein Paar warme Strümpfe. Sie schlug jetzt einen Seitenpfad ein, welcher zu einem alleinstehenden Häuschen führte, das noch elender aussah, als die andern des Dorfes. Ihr Schritt war langsamer geworden; zuweilen blieb sie stehen und schien unentschlossen, ob sie weiter gehen solle. Ein Zittern überfiel den ganzen Körper und die rosige Wange verloren die lieblichen Blumen, welche ihre Fröhlichkeit so wohl kleideten.

Was mochte sie wohl haben? Wir werden es später hören!

Während sie unschlüssig mit sich kämpfte, ob sie weiter gehen oder umkehren solle, öffnete sich das einzige Fenster der kleinen Hütte und eine alte, welke Frauengestalt erschien an demselben.

„Mathilde!“ rief diese mit schwacher Stimme und breitete ihre Arme aus.

Das Mädchen zögerte nicht mehr; mit einem raschen Satze war sie über die hölzerne Schwelle und lag in den Armen der alten Gertrud. Die aber wurde fast wieder jung, als sie das schöne Kind von oben bis unten musterte und sich gar nicht satt sehen konnte. „Du, meine Zeit,“ sagte sie und schlug die magern Hände zusammen, „du, meine Zeit, wie du seit den drei Jahren gewachsen und schön geworden bist! Was wird der Michael erstaunt sein, wenn er dich wieder sieht! Er hat so oft von dir gesprochen!“

Bei dem Namen Michael stieg eine Purpurröthe in Mathildens Gesicht empor und dieselbe Unruhe, welche sich ihrer auf dem Wege zur Hütte bemächtigt hatte, kehrte jetzt wieder. „Wo ist der Michael und was macht er?“ fragte sie schüchtern und ohne aufzublicken.

„Du, meine Zeit,“ entgegnete Gertrud, „der Michael ist ja in Bonn, wo er so grausam studiren muß, um was Rechtes zu werden. Er plagt sich aber auch, daß es eine Art, und er sieht ganz vornehm aus. Ich bete aller Tage zu Gott, daß er sich gut hält, mir eine Stütze wird und deinem gutem Vater Ehre macht.“

Die Leser werden von diesem Michael etwas

Näheres wissen wollen. Nun wohl, so erzähle ich denn: Michael und Mathilde hatten als Kinder zusammen auf der Schulbank gesessen und sich vor allen Andern durch Fleiß, Pünktlichkeit und Gehorsam ausgezeichnet. Der Lehrer, oder Magister, wie er genannt wurde, stellte die beiden bei jeder Gelegenheit als Muster der Nachahmung auf, und der Pfarrer auch. Sie waren aber auch beide ein Paar geweckte Köpfe, und was die Dorfschule darbot, das wußten sie, fast ehe sie es angesehen hatten. Dadurch entstand eine geistige Verwandtschaft zwischen beiden Kindern und ein häufiger Verkehr unter einander. Michael hatte in der That mehr als gewöhnliche Talent; seine hohe Begabung erfüllte Mathilde mit Bewunderung, seine Freundschaft mit Stolz.

So nahe sich die Kinder in dieser Beziehung standen, eine um so größere Kluft lag hinsichtlich der Vermögensumstände zwischen ihnen; denn von allen Armen des Dorfes war Michael's Mutter jedenfalls die ärmste. Es war deshalb ein scharfer Contrast, wenn der zerlumpte Knabe und das sorgfältig gekleidete Mädchen auf der Wiese zusammen spielten oder in der Laube von Mathildens Vater gemeinschaftlich studirten.

Als nun der Michael von Tag zu Tag seinen Lehrer mehr in Erstaunen setzte, da ging dieser zum Pfarrer und sagte, es sei jammerschade, wenn der Junge als Tagelöhner verkäme, es müsse etwas geschehen, daß er ein studirter Mann würde. Dem Pfarrer leuchtete das auch ein, aber wie das zu machen und durchzusetzen, das war eine Frage, die sie beide nicht lösen konnten.

Bei allen wichtigen Fragen wurde der Bürgermeister stets zu Rathe gezogen, also auch in dieser. Der aber schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht jedermann kann ein Gelehrter werden; Tagelöhner und Knechte sind auch nothwendig. Wenn sie einen offenen Kopf haben und etwas Tüchtiges wissen, so kann ihnen das ja auch nicht schaden. Uebrigens müssen wir die Gertrud schon jetzt aus Gemeindemitteln erhalten; wie sollten wir da auch den Jungen noch mit ernähren. Viel besser ist es, daß er durch Arbeit der Gemeinde die Last sobald als möglich abnimmt.“

Solche Rede wollte den beiden zwar nicht sonderlich gefallen, aber sie mußten sich doch gestehen, daß er Recht habe; zumal keiner von ihnen im Stande war, persönlich etwas für ihn zu thun, denn der Lehrer hatte ein sehr knappes Einkommen und der Pfarrer Eltern und Geschwister zu ernähren.

Michael, der die Wissenschaften über Alles liebte, wurde traurig und niedergeschlagen, als er seine Hoffnung gescheitert sah; selbst Mathildens Scherze konnten ihn nicht mehr erheitern. Wo er ging und stand, kamen ihm die Thränen in die Augen. Zusehends magerte er ab und ging wie ein Schatten umher.

Das Elend konnte Mathilde nicht mehr ansehen, und im Grunde genommen war es ihr selbst nicht recht, daß ihr Liebling nur ein Knecht und nichts weiter werden sollte. Sie sprach also mit dem Vater und suchte ihm begreiflich zu machen, daß Michael durchaus studiren müsse und daß es eine Schande für die ganze Gemeinde wäre, wenn es anders käme.

Dem Pastor und dem Lehrer gegenüber konnte der Bürgermeister Widerstände entgegensetzen, aber gegen die Bitten seines Kindes war er nicht gewaffnet. Nichts destoweniger dauerte es eine geraume Zeit, bis er sich entschloß, Hand an's Werk zu legen.

Eines Tages aber setzte er sich in sein Wägelchen und fuhr nach Köln. Mit freudestrahlendem Gesichte kam er wieder, denn durch seine dortigen Freunde hatte er ein reichliches Stipendium für den armen Jungen erwirkt. Da er nicht gewohnt war, eine Sache halb zu thun, so sagte er zu seiner Frau: „Für Kleider, Bücher und Taschengeld wird auch noch ein Erkleckliches erforderlich sein, aber wir wollen's nun selbst übernehmen und anderwärts sparen.“

„Recht so,“ sagte die Frau, „solche Gaben sind nicht weggeworfen, sie tragen ihren Segen in sich.“

Mathilde aber eilte nach dem Hüttchen hinunter und brachte dorthin die glückliche Nachricht.

Dem armen Michael war nun geholfen, gründlich geholfen, denn wie Jedermann im Dorfe wußte, that der Bürgermeister Weller nichts halb, sondern Alles ganz. So konnte Michael denn sicher sein, und brauchte nicht von einem Tage zum andern zu fürchten, daß er wieder umsatteln werde.

Der Pastor erbot sich, dem Studentlein im Lateinischen Unterricht zu ertheilen, um auf diese Weise für das erste Jahr die Kosten zu verringern. Weller aber sagte: „Kommen wir über den Hund, so kommen wir auch über den Schwanz! Mit dem Lateinlernen hier im Dorfe, das will mir nicht gefallen. Obschon ich nichts davon kenne, so weiß ich doch, daß ein's in's andere greifen muß. Ich will ihn nur gleich morgen in die Stadt geben, dort habe ich einen guten Freund, der es um einen billigen Preis thut und außer der Schulzeit ein wachsameres Auge auf den Jungen wirft.“

Da legte sich aber die Frau Bürgermeisterin in's Mittel, nicht wegen des Freundes, sondern wegen des Wortes: morgen. „Was denkst du, Weller?“ sprach sie; „morgen schon? Das ist ja gar nicht möglich! Ihr Männer denkt in allem, was die Kleider angeht, nicht weiter, als Euch die Nase reicht. Wenn nun der Michael mit seiner blauen Leinwandjacke und der grauen, hundertmal geflickten Hose zwischen die Studenten käme, würde er da nicht von der ersten Stunde an der ganzen Schule zum Spott dienen?“

„Da hast du, meiner Treu Recht,“ entgegnete der Bürgermeister. „Ordentlich gekleidet muß er sein. Du mußt das besorgen, Mutter, aber bald; es leidet keinen langen Aufschub mehr!“

„Du sollst mit mir zufrieden sein,“ sagte sie lächelnd, „und doch wirst du kurz dabei wegkommen.“

Oben in dem großen Nußbaumenen Schranke lag zweierlei Wolltuch, feines und grobes, beides zu einem Anzuge für den Bürgermeister bestimmt – das eine für den Sonn- und das andere für den Werktag. In demselben Schranke war auch, in ein Bündel gerollt, gut gegerbtes Leder, wie man es selten bekommt. Seitdem die Schnellgerberei in die Mode gekommen ist. An selbstgesponnener Leinwand fehlte es auch nicht. Am nächsten Morgen saßen in der großen Stube des Bürgermeisters Schuster und Schneider zugleich, um das Tuch und das Leder für den Michael zu verarbeiten. Frau Weller aber und Mathilde ließen die Scheeren durch die Leinwand rauschen, um Hemden daraus zu machen.

Des Sonntags war die ganze Ausstattung beisammen, und Michel erschien also stattlich angethan in der Kirche, um dem Pastor zum letzten Male beim feierlichen Hochamt zu dienen. Nun war der Haupttheil der Kleidung zwar durch das Röckchen von weißem Nessel bedeckt, aber über demselben schaute doch der stolze Rockkragen heraus und unten die nagelneuen Beinkleider und die Stiefel. Das erregte ein gewaltiges Aufsehen und Kopfrecken bei den Kirchenbesuchern; sie gafften ihn an, als sei er der türkische Sultan gewesen.

So trug Michael unbewußt die Schuld, daß ein großer Theil der Gemeinde heute nur mit halber Andacht die Messe hörte.

Der ganze Montag wurde ihm bewilligt, um Abschied von seiner Mutter, seinen Verwandten und Freunden zu nehmen. Hart fiel ihm dieser Abschied nirgends, denn erstens bekam er's jetzt viel besser und zweitens konnte er ja recht oft nach Heimberg herüberkommen, besonders in den Ferien.

Der Lehrer, der Pfarrer, seine kleinen Freunde, alle erhielten einen Besuch; von der Mutter wollte er erst morgen Abschied nehmen und auch von den guten Wellers. Da fiel ihm ein, daß er jetzt nicht länger mit Mathilde spielen werde, und es war ihm, als müsse er von ihr doch einen besondern Abschied nehmen.

Er wußte, daß sie um diese Zeit in der Laube saß und strickte, deßhalb schritt er rasch auf den Garten zu. Wie er gedacht hatte, so war's; auf der steinernen Bank saß sie, aber sie strickte nicht; der Strumpf lag auf dem Tische, der weiße Knäuel war auf den Boden gefallen, sie selbst aber hatte den Kopf auf die Hand gestützt und dicke Thränen rollten über ihre Wangen.

„Warum weinst du?“ fragte Michael; „hat dir Jemand etwas zu Leide gethan?“

Mathilde hob bei dieser Frage den Kopf in die Höhe, schaute dem Michael in's Gesicht und antwortete: „Niemand hat mir etwas zu Leide gethan, sondern ich weine, weil du fortgehst. Jetzt werde ich niemanden haben, womit ich spielen und lernen kann.“

Sie sprach das in der vollsten Unbefangenheit, denn sie zählte damals erst dreizehn Jahre.

Michael begriff das um so besser, weil er genau dasselbe Gefühl hatte, wie seine Gespielin.

„Wenn ich weiß, daß du weinst,“ antwortete er, „so kann ich in der Stadt nicht studiren; ich werde aus der Schule laufen und hierherkommen. Willst du's haben, so bleibe ich ganz hier und lasse das Studiren sein.“

Diese Worte waren dem Knaben vollständig ernst, denn er berechnete noch nicht, sondern folgte dem augenblicklichen Gefühle seines dankbaren Herzens.

„Nein, nein,“ sagte Mathilde, „du mußt fort! Ich habe es ja selbst so gewollt, weil es zu deinem besten ist. Aber nicht wahr, wenn du Ferien hast, dann kommst du doch auch zu uns? Oder wirst du uns schnell vergessen, wenn du uns nicht mehr siehst?“

„Ich werde Euch niemals vergessen,“ antwortete er, „weil ich Euch so viel Dank schuldig bin, und dich gewiß nicht!“

Mathilde hatte noch etwas auf dem Herzen. „Ich möchte dir gerne en Andenken geben,“ sprach sie, „doch ich habe nicht viel, was ich verschenken darf; aber diesen Rosenkranz wirst du doch nehmen. Er ist mir sehr lieb und er wird es dir auch sein, weil ihn meine Großmutter immer gebrauchte, welche uns beiden so schöne Märchen erzählte, als sie noch lebte.“

Michael steckte den Rosenkranz ein und versprach, denselben auch für Mathilde zu beten.

Am folgenden Morgen trat der Bürgermeister die Reise mit ihm an und übergab ihn im Städtchen dem Freunde, wo er sehr gut aufgehoben war.

Im Verlaufe des folgenden Jahres war Michael in den Ferien stets nach Heimberg gekommen, und die Kinder hatten die alte Freundschaft und Vertraulichkeit fortgesetzt. Nach dieser Zeit aber schickte Weller seine Tochter auf drei Jahre in eine entfernte Pensionsanstalt. Diese ganzen drei Jahre über kam sie nicht nach Hause, denn so wollte es der Bürgermeister, damit sie sich vollständig in fremden Willen fügen lerne. Vater, Mutter und Geschwister aber hatten sie jedes Jahr einmal besucht.

In drei Jahren wird ein Mädchen leicht zur Jungfrau, und damit ändert sich Mancherlei, nicht allein außen, sondern auch innen. Nun hatte sich Mathilde äußerlich sehr zu ihrem Vortheile

geändert, im Herzen aber war sie dieselbe geblieben. Die lange zeit ihrer Abwesenheit hatte sie dem Gespielen eine treue Anhänglichkeit bewahrt und sich fast kindisch auf den Augenblick gefreut, wo sie ihn wieder sehen würde. Beim Anblicke der Hütte, wo sie ihn zu finden hoffte, fühlte sie zum erstenmale, daß sie kein Kind mehr war, deßhalb überfiel sie das Zittern, wovon wir oben gesprochen. Warum, das wußte sie selber wohl nicht, aber wir wissen's und daran genügt es. Es ist also nicht nöthig, daß wir weitere Erklärungen daran heften.

II

Nach dem bisher Erzählten wird man es natürlich finden, wenn ich sage, daß Michael durch seine Fortschritte das ganze Lehrpersonal in Erstaunen setzte. Er wurde in kurzer Zeit das Wunder des Städtchens; nicht allein in allen Schenken, sondern auch in allen Privathäusern sprach man von ihm. Da war der Justizrath Loersch, dessen drei Buben täglich zweimal nachsitzen mußten, weil sie nie ein Pensum ordentlich lernten, weil ihre Schrift fürchterlich war, weil sie sich mit den Elementarschülern prügelten, daß die Funken stoben, den Leuten an der Hausschelle zogen, in die Fenster hineinriefen u. dgl. m. – Dieser Justizrath hätte, weiß Gott, wie viel darum gegeben, wenn seine Rangen nur halb, ja nur ein viertel so gut gewesen wären, wie der Michael Rosel. Er hielt ihnen jeden Morgen seine Vortrefflichkeit und ihre eigene Verwerflichkeit vor; aber es nutzte blutwenig. Es lag aber auch etwas im Familienfleische und der Herr Justizrath sollte, wie böse Mäuler sagten, in seiner Jugendzeit um kein Haar besser gewesen sein.

Da gab es mehrere Bierbrauer, Metzger und Bäcker, welche ähnliche Predigten hielten, ohne daß sie im Stande waren, die dicken Köpfe ihrer Buben gescheidter zu machen. Wenn ihnen der Michael vorgehalten wurde, so pflegten sie regelmäßig zu antworten: „der hat's von der Natur, wir können nichts dafür!“

In Summa: der Michael Rosel machte Epoche und man sagte ihm schon jetzt eine glänzende Zukunft voraus. Wozu Andere sieben volle Jahre gebrauchen, das machte er mit Leichtigkeit in vierein fertig. Mit siebenzehn Jahren bezog er schon die Bonner Universität, und dort wollen wir ihm einen Besuch machen. Treten wir vom Marktplatze in einer der kurzen Nebenstraßen, so ist da ein haus ein wenig vorgebaut; dort wollen wir eintreten. Auf den ersten Blick sieht man, daß hier Studenten wohnen, denn an dem Mantelstocke unten im Hausflur hängen blaue, feuerrothe und andersfarbige Kappen, je nach dem Corps, wozu sie gehören. Aus den Zimmern hallt Guitarrspiel

und Gesang; der Text verräth schon genugsam den Burschen. Noch etwas anderes fällt uns auf: Die Tapeten sind ganz absonderlicher Art, sie bestehen nämlich nur aus bedruckten Blättern in allen lebendigen und todten Sprachen. Ueber einer Nummer der Kölner Zeitung ist ein Blatt aus Cornelius Nepos aufgeklebt; daneben macht sich die Illustrated London news breit; an diese schließt sich die Revue des deux monde. Auch Blätter mit den fremdartigsten Schriftzeichen, wie koptische und chinesische sind da zu sehen.

Die Herren Studenten dieses Hauses, welche sich in der großen Mehrzahl lieber mit Biervertilgen und Paukereien, als mit langweiligen Vorlesungen abgaben, ersetzten so den innern Mangel durch äußern Prunk. Auf unsern Michael, der auch hier wohnte, soll das aber keinen Bezug haben, denn er war nach wie vor der fleißigste Student, der sich vor allen andern auszeichnete.

Sein Stübchen lag ziemlich hoch, fast unter dem Dache, aber es war hübsch und wohnlich. Obschon es noch früh am Morgen war, so befand er sich doch schon mitten in der Arbeit. Auf dem Tische, auf den Stühlen, am Fußboden, überall lagen aufgeschlagene Bücher umher, so aß man fast kein Plätzchen zum Auftreten finden konnte. Der Schlüssel steckte innen, damit die lästigen Besuche, die nur kamen, um die Zeit tod zu schlagen, fern blieben.

Da klopfte es. Michael lauschte, öffnete aber nicht. „Machen Sie nur auf, Herr Michael,“ sagte draußen eine Stimme, „ich bin es, und der Herr Bürgermeister schickt mich.“

Flug's sprang der Student auf und öffnete dem Kutscher.

„Guten Morgen, Herr Michael,“ sagte dieser beim Eintreten: „Der Herr Bürgermeister und die Frau Bürgermeisterin lassen Sie freundlich grüßen und schicken Ihnen hier die Wäsche und sonst noch was, das Sie mit Appetit verzehren möchten. In einer halben Stunde komme ich wieder, dann will ich den Korb wieder mitnehmen, uns Sie möchten die schwarze Wäsche hineinpacken.“

Als der Kutscher weggegangen war, begann Michael auszupacken. Obenauf lagen die Hemden, blendend weiß, wie immer, die Kragen, die Westen, die Halstücher, Alles von Sauberkeit und Nettigkeit duftend. Unter den Hemden wurde ein in Papier geschlagenes Päckchen sichtbar. Neugierig entfernte er die Hülle und sieh, da kam ein neuer Anzug zum Vorschein; hübscher hatte ihn keiner von all den reichen Studenten, die unten in den besten Stuben wohnten.

Michael, von der Güte seiner Wohlthäter auf's Innigste gerührt, zerdrückte eine Thräne im Auge und sprach: „Ich werde ihnen das vergelten, wenn ich erst zu etwas gekommen bin!“

Nun war noch ein Päckchen übrig; was es enthielt, wußte er schon, und wenn er es nicht gewußt

hätte, so konnte ihm seine Nase sagen, daß die gute Frau Weller, wie gewöhnlich, einen tüchtigen Knappen Rauchfleisch, nebst frischer Butter und Bauernbrot zugegeben hatte.

Als er es herausgehoben, wurden zwei Briefe auf dem Boden Korbes sichtbar. Der eine war von der Bürgermeisterin; er enthielt das Monatsgeld und eine Menge vortrefflicher Lehren, die mindestens ebensoviel werth waren, wie das Geld. Michael küßte das Papier, ehe er es noch ausgelesen, und wieder traten ihm die Thränen in die Augen. Da las er den Brief noch einmal und bemerkte am Fuße desselben die Worte: „Mathilde ist wieder zu Heimberg; sie legt ein Briefchen bei.“

Mit Hast griff er nun nach dem zweiten Briefe, öffnete ihn mit zitternden Fingern und verschlang den Inhalt, der folgender Maaßen lautete:

„Lieber Michael!

Seit acht Tagen bin ich wieder im elterlichen Hause. Nachdem ich so lange abwesend war, empfinde ich es erst recht, welches Glück gute Eltern und brave Geschwister sind. Dennoch fehlt mir noch etwas hier. Wenn ich die Plätzchen besuche, wo wir so oft zusammen spielten, dann wünsche ich dich hier. Am Mittwoch ist Vaters Namenstag; wir wollen ihn recht gründlich feiern. Du wirst doch dabei sein? Auf ein Paar Tage kannst du dich ja wohl losmachen. Deine Mutter ist wohl und stolz auf dich; sie läßt dich grüßen.

Deine Mathilde.“

Das war ein sehr kurzes und sehr einfaches Briefchen und doch las Michael es ein halb Dutzend Mal. Zunächst ging unzweifelhaft daraus hervor, daß Mathilde noch mit ebensoviel Anhänglichkeit des Studenten gedachte, wie vor einer Reihe von Jahren des armen Jungen zu Heimberg; dann aber knüpften sich auch weitere Gedanken und Pläne daran, die sich, wenn auch erst für die ferne Zukunft auf einen festen, soliden Hausstand gründeten. „Herr Weller,“ dachte er, „ist herzensgut und hat sich den vollsten Anspruch auf meine ewige Dankbarkeit erworben, aber ohne Mathilde wäre es doch wohl nie zu dem Entschlusse gekommen, mich studiren zu lassen. Sie ist die Gründerin meines Glückes. Wenn sie aber so viel für mich That, als ich zerlumpt und unwissend war, so wird sie mir auch anhängen, wenn ich mit glänzenden Kenntnissen ausgestattet zurückkehre und sich mir im Leben eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet.“

Er sprach den Gedanken: „Sie wird meine Frau werden!“ nicht aus, aber sein ganzer Ideengang drehte sich um dieses Thema.

Wir erinnern uns noch des Rosenkranzes, den Mathilde ihm beim Abschiede geschenkt hatte. Seitdem er seinen Kopf bis zum Uebermaße mit gelehrten Dingen vollpfropfte, war dieser Rosenkranz so ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen, und damit hatte sich auch das Bild seiner

Freundin mehr und mehr verwischt. So geht es bei den Studenten nicht selten. Als ob die wahre Frömmigkeit und die Wissenschaft aus verschiedenen Quellen flössen, streiten sie die erstere in dem Maaße von sich ab, wie sie sich die zweite aneignen.

Michael mochte das fühlen, denn er trat zu dem Schränklein, wo er unter allerlei Krimskrams verborgen lag, und hing ihn über seinem Bette auf, mit dem festen Entschlusse, sich seiner häufiger zu bedienen. Dann packte er die schwarze Wäsche in den Korb und schrieb auf jeden der beiden Briefe eine Antwort. Bei dem an Mathilde zitterte ihm die Feder in der Hand, die Schrift bekam allerlei Schnörkel und Haken, die er sonst zu machen nicht gewohnt war. Und doch hatte er nichts so Absonderliches geschrieben; der ganze Inhalt lief drauf hinaus, daß auch er Mathilde entbehre, daß er aber auf den Mittwoch sicher eintreffen und dann ihren Vater mit einem Geschenke überraschen werde.

Unterdeß kam der Kutscher zurück. Michael fragte ihn über dieses und jenes. Zuletzt wagte er auch eine leise Frage über Mathilden.

Schelmisch lächelnd gab der Kutscher zur Antwort: „Schön war sie immer, aber wie holdselig und vornehm dabei sie jetzt aussieht, das werden der Herr Rosel sich kaum vorstellen können. Ich glaube, es gibt in ganz Bonn solch' ein Fräulein nicht mehr – wenigstens ist mir noch keines aufgestoßen. Und denken Sie nur, kaum ist sie da, so geht das Courmachen an. Es vergeht fast kein Tag, wo nicht eine Chaise anfährt mit einem vornehmen Herrn drinnen. Denn eine so schöne reiche Frau die nimmt Jeder gern. Da ist besonders ein junger Herr Perger, ein grundreicher Mann und dabei schön und kräftig, er hat zwar noch keinen vollständigen Heirathsantrag gemacht, aber man kann doch mit geschlossenen Augen sehen, daß er's bald thun wird. Herr und Frau Weller sind auch gar nicht dagegen; im Gegentheile, sie meinen, eine so glänzende Parthie würde sich ihr schwerlich zum zweitenmale bieten.“

„Und Mathilde?“ fragte Michael in großer Hast.

Bevor der Kutscher antwortete, lächelte er noch einmal und sah dabei den Studenten mit einem komischen Ausdruck von der Seite an. „Je nun,“ antwortete er dann, „was die davon hält, das ist schwer zu sagen, und unser einem wird auch nicht leicht so etwas auf die Nase gebunden – man hört es nur so mit halben Worten; aber ich glaube, daß die Mathilde lieber noch wartet.“

Eine Centnerlast fiel dem Michael von der Brust; aber beruhigt war er doch noch nicht; deshalb fragte er weiter: „Wie gibt sie sich denn gegen ihn?“

„O,“ antwortete der Kutscher, „sie ist liebenswürdig und freundlich gegen ihn, und wenn man's nicht besser wüßte, sollte man glauben, sie

liebe ihn. Der Herr Perger ist vollständig Feuer und Flamme, und wenn sie ihn nur einmal mit ihren Blicken ansieht, die wie glühende Kohlen brennen, dann ist er für den ganze Tag aus dem Häuschen und schwatzt lauter Unsinn. Einmal, und das habe ich selbst gesehen, goß er den Wein, statt in's Glas, in die Suppe. Da muß er doch wohl verliebt ein, nicht wahr, Herr Michael?“

Der Student nickte; es war ihm aber lieb, daß der Kutscher ging, denn er konnte seine Unruhe nicht mehr verbergen.

Der vom Kutscher erwähnte Herr Perger war für unsern Musenjünger ein wahres Schreckphantom, an das er nur mit Angst denken konnte. Seine lebhaft e Einbildung zeigte ihm Mathilde in einen Armen, als seine Gattin. Er fühlte sich höchst unglücklich. Die höchste Liebesgluth erwachte in seinem Herzen. „Es ist mein Tod,“ sprach er, „wenn sie einen Andern nimmt!“ Er lief hinaus und über das Vorgebirge, um die tobende Eifersucht in seiner Brust zu beschwichtigen, aber es gelang ihm nicht; ja, sie wuchs stündlich.

Das waren schmerzvolle Tage bis zu jenem Mittwoche, Tage, in denen er keinen Heller mehr für alle Wissenschaften gab, wo er sich mit dem Dichter nur ein stilles Hüttchen wünschte, um mit Mathilde dort glücklich zu sein.

Endlich brach der ersehnte Morgen. Bleich von den Plagen, die er erlitten, pilgerte er den Wald hinauf; manchmal blieb er unschlüssig stehen, als ob er sich fürchte, seinem Unglücke entgegenzugehen; dann aber verdoppelte er wieder seine Schritte, um das Versäumte nachzuholen.

Gegen Mittag erreichte er Heimberg; schon sah er von der Höhe herab das hübsche Haus mit den grünen Läden. Und jetzt, – kam da nicht eine Frauengestalt aus der Thüre und lief ihm entgegen?

Richtig, richtig! Das mußte Mathilde sein; zwar war sie größer, voller, aber außer Frau Weller gab es ja nur noch Mathilden im hause, sonst kein Mädchen. Sie kam auf ihn zu, sie breitete die Arme aus, aber, was war das? Jetzt wandte sie sich wieder um und eilte dem Hause zu.

„Ha,“ sagte er ingrimmig, „sie erwartete den Herrn Perger, und da sie sich getäuscht findet, eilt sie zurück.“

Langsam und zögernd schritt er dem hause zu, trat über die Schwelle und in die Stube. Da stand sie vor ihm, die kräftige, ehrfurchtgebietende Gestalt in der höchsten Blüte einer außerordentlichen Schönheit. Ganz allein standen sie sich gegenüber, wie sie es früher so oft gethan. Aber, wie war die Zusammenkunft so anders! Keines von ihnen sprach; dunkle Röthe überzog ihre Gesichter; Mathildens Busen flog, ihre Auge suchte den Boden.

Und Michael, von dieser erhabenen Schönheit geblendet, stand mit Zittern und Herzklopfen vor

ihr und wagte nicht zu sprechen, weder von seinen Hoffnungen, noch von seinen Befürchtungen.

Was in Mathildens Herzen vorging, ist nicht schwer zu enträthseln. Lange vor seiner Ankunft hatte sie auf dem Söller mit dem Fernrohre nach ihm hinausgespäht; da sie ihn endlich gewahrte, stürzte sie hinaus, ihm entgegen, ihm, den sie so lange nicht gesehen, nach dem sie so sehr verlangte. Erst als sie seiner nun in der Nähe ansichtig wurde, trat das natürliche Recht der Jungfrau ein; sie fühlte, daß es sich nicht zieme, öffentlich zur Schau zu tragen, was sie im Herzen fühlte, deshalb kehrte sie um. Daß Michael es anders auslegen könne, daran dachte sie nicht. Diesem offenen Herzen fiel es wahrlich schwer, sich zwingen anzuhun; hätte nicht die Natur mit Gewalt den Tribut jungfräulicher Scham gefordert, so wäre sie ihm um den Hals gefallen.

Wie sie sich ihn im Geiste vorgestellt, war Michael noch der Michael, den sie zuletzt gesehen; aber jetzt stand ein anderer vor ihr. Hoch und schlank gewachsen mußte seine Figur Jedem imponieren; er war schön, wirklich schön, aber in dieser Schönheit war nichts Glattes, nichts Weichliches, überall kerniges Ebenmaaß, in den Zügen männlicher Ernst, und in den Augen loderte ein mächtiger Geist, bestimmt zu herrschen und Opfer zu erhalten. Rechnen wir dazu noch die kleidsame Studententracht, so haben wir ein Bild vor uns, das man nicht ohne Bewunderung sehen konnte.

Die gegenseitige Schüchternheit erklärte sich also schon aus der äußern Veränderung.

Michael brach zuerst das Schweigen; „Mathilde!“ lispelte er.

„Michael!“ hauchte sie ebenso leise und reichte ihm die zarte Hand.

Vielleicht hätten sich schon jetzt die Herzen ausgetauscht und jeden störenden Mißton entfernt, aber die Thüre ging auf und am Arme seiner Eehälfte trat der Bürgermeister ein.

Michael brachte seinen Glückwunsch dar und zog dann einen großen Brief hervor, auf dem sich das erbrochene Universitätssiegel zeigte. „Leider,“ sprach er, „habe ich noch nichts thun können, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen. Daß ich aber meine Zeit nicht weggeworfen, sondern gesucht habe, Ihren Opfern Ehre zu machen, soll Ihnen dieser Brief zeigen, woraus Sie ersehen werden, daß die Universität mir den Preis für die diesjährige medicinische Aufgabe zuerkannt hat.“

Herr Peter Weller nahm seine Brille aus dem rothen Futerale und las langsam und mit Verstand, wie er zu sagen pflegte, das Document, welches von Lob für den jungen Studenten überfloß.

Erröthend stand Michael dabei; die Bürgermeisterin schaute mit Stolz, fast mit mütterlicher Zärtlichkeit auf ihn, und Mathilde, obschon sie ihn nur von der Seite betrachtete, trug das Gefühl

der Genugthuung in einem noch höhern Grade in den reinen Zügen.

Ehe der Bürgermeister dem Studenten ein belobendes Wort sagen konnte, zeigte das Getrappel von Pferdehufen neuen Besuch an. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus. „Ah, Sie sind es, Herr Perger,“ rief er aus; „treten Sie näher, wir prüfen hier eben ein Schriftstück zu Gunsten eines jungen Freundes.“

Herr Perger, ein hübscher Mann, der kaum das Mannesalter erreicht hatte, trat ein. Nach einer leichten Begrüßung des Hausherrn und seiner Frau wandte er sich an Mathilde und verwickelte sie sofort in ein Gespräch, worin viel vom Herzen, aber auch viel von Geld die rede war. Der Bürgermeister fand kaum einen Augenblick, um die beiden Herren einander vorzustellen, und als dies am Ende doch geschah, da warfen sie sich unter bittersüßen Complimenten gegenseitig mißtrauische Blicke zu, die niemanden weniger, als Mathilden entgingen.

Bei Tische sollte Michael noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit erhalten, denn Perger nahm Mathilde so vollständig in Beschlag, daß er kaum ein einziges Wort an sie richten konnte. Dadurch wurde er düster, einsilbig, ja ein feindseliger Zug spielte um seine Lippen. Herr Perger hatte offenbar die Absicht, heute um Mathildens Hand zu werben, denn er zählte nicht nur alle seine Höfe und Kapitalien auf, sondern sprach auch von dem Glück einer auf Wohlstand basirten Ehe, von der Leerheit des Junggesellenstandes und hinsichtlich seiner von dem festen Entschlusse, denselben aufzugeben.

Seine Rede war kaum zu mißdeuten; die Wirkung, welche sie auf die Anwesenden hervorbrachte, war von der größten Verschiedenheit. Ueber Mathildens Antlitz ergoß sich glühende Purpurröthe; Weller und seine Frau zeigten, daß sie ihrerseits nichts gegen eine solche Verbindung einzuwenden hätten; Michael aber erblaßte und in seinem Herzen kochten Ingrimms und Zorn.

Nachdem der Wein den Muth des Herrn Perger auf die richtige Höhe hinaufgeschraubt hatte, sprach er mit einem Seitenblick auf Michael: „Ich hätte ein Wort im Vertrauen mit Ihnen zu sprechen, Her Bürgermeister!“

Weller erhob sich, um mit ihm in's Nebenzimmer zu treten; Aber Michael stand heftig auf und verließ die Stube, indem er sprach: „Bleiben Sie nur hier, für mich wird's doch Zeit, der Mutter einen Besuch zu machen!“

Die heftige Art, in der diese freiwillige Räumung vorgebracht war, wurde nur von Mathilden bemerkt, da die Uebrigen zu sehr mit ihren eigenen Interessen beschäftigt waren, um ein besonderes Augenmerk auf Michael zu richten.

Als sich die Thüre hinter dem Studenten schloß, brachte Herr Perger seine Werbung vor, oft zwar

von einer schlimmen Verlegenheit, hinsichtlich des Gebrauchs der Wortstellung gehindert, im Ganzen aber doch voll vertrauen in seine Sache. Seine Bauernhöfe schwebten ihm als Brautwerber vor und sie legten, nach seiner Meinung mehr Gewicht in die Waagschale als die beste Rede.

Daß man Vater und Mutter in Gegenwart der Tochter um deren Hand fragt, ist wohl nicht so ganz der gebräuchliche Weg, aber mit einem so enormen Reichtume, kann man sich schon von den herkömmlichen Formen in etwas emanzipieren.

Mathilde wollte auch die Stube verlassen, aber der Freier zog sie mit starker Hand wieder auf den Stuhl nieder und sprach: „Sie dürfen nicht gehen, denn Sie müssen mir sogleich den bescheid geben, damit ich weiß, wo ich d’ran bin.“

Erröthend schaute diese den Vater und die Mutter und diese wiederum fragend die Tochter an. Endlich gab der Bürgermeister den Ausschlag, indem er sprach: „Meine Zustimmung haben Sie und auch die meiner Frau, wir schätzen uns glücklich, das Schicksal unseres Kindes mit dem Ihrigen zu verbinden, aber Mathilden gehrt das entscheidende Wort; denn grundsätzlich werden wir unsere Kinder nie zu einer Verbindung zwingen, die nicht mit ihren eigenen Neigungen harmonirt.“

Herr Perger, dem der Wein einen unverwüsthlichen Muth gegeben hatte, war im Begriffe, sich an Mathilde zu wenden; aber das Mädchen kam ihm zuvor, indem sie sprach: „Wie hoch ich auch die mir zugebrachte Ehre zu schätzen weiß, so muß ich doch bitten, daß mir Zeit gelassen werde, eine so wichtige Sache in reifliche Erwägung zu ziehen. In nächster Woche, Herr Perger, werde ich Ihnen meine Entschluß mittheilen.“

Der Freier wollte sie auf den Stuhl zurückziehen, aber sie entschlüpfte und eilte hinaus.

Flüchtigen Schrittes wandte sie sich dem Lehmhüttchen der Frau Rosel zu. Sie war nicht zu Hause, aber an dem alten, wackeligen Tische saß Michael, den Kopf auf die Hand gestützt. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, soweit man es sehen konnte, und reichliche Thränen rannen über die Hand.

Schweres Leid lag auf seinem Herzen, deßhalb bemerkte er Mathildens Annäherung nicht, und ließ seinen Seufzern ungehemmten Lauf.

Sie trat näher, legte die zarte Hand auf sein Haupt und flüsterte: „Michael!“ Bei dem Laute dieser geliebten Stimme hob er rasch den Kopf, und sieh! Auch in ihrem Auge standen Thränen.

„Du weinst,“ sagte sie weich. „Warum?“

„Weil ich sehe,“ entgegnete er, „daß sich unsere Geschicke erfüllen müssen, die so weit auseinander liegen.“

„Warum sollten sie weit auseinander liegen? Lagen sie bis heute nicht immer nahe zusammen?“

„Ja, bis heute, Mathilde! Bis heute war ich noch ein Kind und sah auch dich als Kind. Es war natürlich, daß ich zu dem Kinde meine Augen erhob, daß dieses mein ganzes Denken ausfüllte. Aber heute habe ich dich als Jungfrau wiedergefunden.“

„Sollte das gemeinsame Gefühl, das den Kindern wohl stand und sie glücklich machte, den Jüngling und die Jungfrau fliehen?“

„Mich hat es nimmer geflohen, Mathilde, ich hab es groß gezogen, es ist zu einem mächtigen Baume geworden, der seine Blüten an der Gluth des Herzens getrieben hat.“

„Und nun sind sie plötzlich verwelkt?“

„O, daß sie welken könnten!“

„Wolle das Gott nicht!“ seufzte Mathilde.

„Müssen sie es nicht?“ fragte Michael; „hat dieser Herr Perger nicht heute um deine Hand geworben? Und wenn du als Gattin in sein Haus zieh’st, werde ich nicht dieses arme Herz zwingen müssen, einen andern Schlag zu lernen?“

„Michael, Michael,“ sagte sie stürmisch, „seit ich denken kann, dachte ich nur dich, sowohl im Vaterhause, als in der Fremde. Warum also zweifelst du an mir?“

Ueberrascht hob der Jüngling das Haupt empor: „Du hast seine Bewerbung zurückgewiesen?“

„Ich werde es noch thun,“ entgegnete sie; „mein Herz gehört dir, du weißt das, du wußtest es immer!“

„Du liebst mich!“ jauchzte der Jüngling, und das selige Paar feierte in der stillen Hütte mit heißer Umarmung die Verlobung.

Sie sprachen nicht; jedes aber fühlte, was das andere dachte.

Endlich riß sich Mathilde los, um zu den Eltern zurückzukehren. Da bestürmten neue Zweifel des Jünglings Herz. „Sieh,“ sagte er, „dein Vater ist mein Wohlthäter, ohne ihn wäre ich nichts; wenn er seine Hand von mir abzieht, sinke ich in die Dürstigkeit zurück. Wird er es mir je vergeben, daß ich sein geliebtes Kind einem glänzenden Loose entrissen? Und du, was kann ich dir bieten für den Reichtum, den du meinetwegen aufgibst? „Sieh, diese lehmhütte, ist sie ein Ersatz für Perger’s fürstliches Vermögen?“

„Kleinmüthiger,“ antwortete sie. „Sind nicht dein Herz und dein Kopf kostbarer, als alle seine Güter? Wirst du nicht Güter erwerben? Und wenn nicht, kann uns nicht an dem genügen, was ich dereinst erhalte? Was aber meinen Vater betrifft, so sei sicher, daß er seines Kindes Herz nicht verkauft. Ich selbst werde ihm sagen, wie es steht, und du sollst nicht zu deinen Studien zurückkehren, bevor auch dieser Zweifel gehoben ist.“

„Wahrlich, wahrlich,“ sprach Michael, „du bist mehr als ein Engel und ich verdiene deine Lieb nicht zur Hälfte!“

„Wenn du sie nicht verdienst,“ entgegnete sie,

„so würdest du sie nicht besitzen. Denn, wie auch die Loose falle, einen Unwürdigen könnte ich nimmer lieben.“

Mathilde schied; am Abende finden wir sie mit den Eltern in dem kleinen Hinterstübchen, wo die beiden Alten sich gerne zusammenfanden, wenn sie wichtige Dinge zu berathschlagen hatten.

„Mein Kind,“ sagte der Vater, „du hast Perger's Antrag gehört und mußt dich entscheiden. Du hast freie Hand, aber ich finde die Parthie nicht allein annehmbar, sondern über alle Erwartung günstig, denn einen reichern Mann wirst du schwerlich wieder zu deinen Füßen finden.“

Mathilde antwortete: „Weil du mir freie Hand gibst, so will ich frei sprechen: Herr Perger ist reich, aber es fehlt ihm Herz und Geist, zwei Dinge, ohne welche ich mein Leben lang unglücklich sein würde.“

„Du willst ihn also nicht?“ fragte der Vater und seine Stirne runzelte sich ein wenig.

„Heirath ohne Liebe ist ein ewige Elend, hast du oft gesagt, und ich liebe ihn nicht, ja ich kann ihn nicht einmal achten, denn ihn belebt kein anderes Gefühl, als das Geld?“

Der Vater war auf eine so schnelle Ablehnung offenbar nicht gefaßt; stumm blieb er sitzen und schaute auf seine Tabacksdose, welche er nachdenklich zwischen den Fingern drehte.“

Da nahm die Mutter das Wort: „Wohl, mein Kind, auch mir gefällt er nicht, aber es haben sich noch andere Bewerber gefunden; du kennst sie. Welchen von diesen würdest du wählen?“

„Kein, keine!“ antwortete Mathilde und warf sich schluchzend an die Brust der Mutter. „Laß mich Alles sagen, Mutter, und du, Vater, höre mich ohne Zorn. Mein Herz gehört nur Einem, dem hat es von meiner frühesten Kindheit an gehört, und es wird ihm, bleiben, bis es zu schlagen aufhört. Brauche ich ihn zu nennen? Michael ist mein Licht und Leben, mein Alles, ihm will ich gehören oder sterben!“

„Michael!“ riefen die Gatten gleichzeitig.

„Es kann Euch nicht überraschen,“ sagte sie schluchzend, „Ihr wußtet es von jeher. Auch ich wußte es, aber erst seit Perger's Werbung weiß ich, daß ich sterben würde, wenn ich ohne ihn leben müßte!“

„Unglückliches Kind,“ sagte der Vater und ein zorniger Blitz fuhr aus seinen Augen; „er ist weniger, als nichts, wenn ich meine Hand von ihm ziehe.“

„Du wirst das nicht thun, Vater, denn mit derselben Hand würdest du dein Kind verstoßen, tödten.“

Der Bürgermeister sprang auf, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und sprach: „Er also, der durch mein Wohlthaten groß gewordene Bettler, hat dich bethört?“

„Er hat mich nicht bethört, Vater, im Gegentheile, als er Perger's Werbung sah ist er hinweggegangen; zwar mit dem Messer in der Brust, aber auch mit dem Entschlusse, auf das Liebste, was die Erde für ihn hat, zu verzichten, und dieses Alles, um seinem Wohlthäter keinen Kummer zu bereiten. Aber ich habe ihm gesagt, daß ich nimmer von ihm lassen könne. Ich habe ihm sogar deinen Segen versprochen. Und nun, Vater, auf den Knieen bitte ich dich, segne unsern Bund, sei ihm ein Vater, wie mir.“

„Ich habe dir mein Wort gegeben,“ sagte der Vater mit vor Zorn bebender Stimme, „dich zu keiner Heirath zu zwingen, und ich werde dieses Wort halten. Darin aber war nicht eingeschlossen, daß du dich jedem Lumpen nachwerfen sollst.“

„Nenne ihn nicht so,“ jammerte Mathilde, „er verdient den Namen nicht. Sein Herz ist gut und edel, besser als das Aller derer, die um meine Hand angehalten; sein Geist aber steht unendlich höher. Seine Liebe ist eine heilige. Nichts mangelt im, als irdisches Gut. Und darum wirst du ihn nicht verwerfen.“

„O,“ brummte der Bürgermeister, „hätte ich damals nicht auf diene Bitten gehört, sondern ihn seinem Schicksale überlassen, dann wäre er jetzt ein Knecht, wie andere Knechte.“

„Wohl, Vater,“ entgegnete Mathilde, „so wäre es; aber für mich würde das keine Aenderung machen; ich würde ihn dennoch lieben und um deinen Segen bitten.“

„Kind, du weißt nicht, was du sprichst,“ antwortete er.

„Ich weiß es, Vater, und ich habe Alles erwogen, ehe ich diesen Tag herankommen sah.“

Frau Weller hätte eher an den Einsturz des Himmels, als an eine solche Liebe, und dazu eine so ernste gedacht; dennoch war sie weniger hartnäckig als ihr Mann; sie sah, wie tief die Liebe im Busen ihres Kindes gewurzelt hatte; sie dachte an ihre eigene Liebe und war für den Bund gewonnen, als Weller noch standhaft auf seiner Weigerung beharrte. Wieder Erwarten schnell fand Mathilde in ihr eine Bundesgenossin. „Weller,“ sprach sie; „auch mir wäre Perger in soweit es das Geld angeht, lieber gewesen. Hinsichtlich seines Charakters muß ich offen heraus, daß er mit Michael keinen Vergleich aushalten kann. Wenn ich von dem Gelde absehen will, so gibt es überhaupt Niemanden, der mir so nahe steht, als Michael. Daß ich ihn gepflegt, daß du ihn beschenkt hast, daß wir ihm zusammen unter die Arme gegriffen haben, das macht ihn mir um so lieber; es ist mir bei seinem dankbaren Herzen überdieß eine Bürgschaft, daß er Mathilde auf den Händen tragen wird. Ich begreife mein Kind, Weller, begreife es, weil ich von denselben Gefühlen beseelt war, als ich alle Freier ausschlug und dich wählte. Unsere Ehe war und ist der Himmel auf Erden.“

Gönnen wir denselben auch unserm Kinde.“

Herr Weller mochte an dem Bundesgenossen, den seine Frau zu Hilfe rief, seine eignen Jugendliebe nämlich, nicht gedacht haben. Als sie ihm so plötzlich vorgerückt wurde, wußte er einstweilen nicht viel mehr zu sagen, denn zwischen ihm und seiner Frau hatten einst dieselben Verhältnisse obgewaltet. Dennoch wollte ihm die Heirath nicht zu Sinne. Hunderte von Einwendungen lagen ihm noch zur Hand und er führte sie alle in geschickter Ordnung vor die Augen der Frauen.

Wo aber zwei Frauen gegen einen Mann stehen, und dazu noch die Beschwörungen mit zahlreichen Thränen unterstützt werden, da hat der Mann einen schweren Standpunkt. Eigentlich, das sagte er sich selbst, gab es gegen Michael nichts einzuwenden, als den Mangel an Vermögen, welchen Mathilde und ihre Mutter so außerordentlich gering achteten, der ihm aber die Hauptsache schien.

Die Bestürmungen der Frauen hörten noch nicht auf. Weller ging schweigend auf und ab. Dann aber blieb er wieder stehen und brachte eine ganze Fluth von neuen Einwendungen.

Mathilde verzweifelte endlich daran, den Vater willig zu machen. „Du willst durchaus nicht,“ sagte sie; „wohlan, es ist des Kindes Pflicht zu gehorchen und ich werde es thun. Nun sollst du aber wissen, Vater, daß ich nicht in der Welt bleiben mag, wenn ich Michael verlassen muß. Gib mir deinen Segen und dann laß mich ziehen, daß ich die Zelle eines stillen Klosters suche, wo ich wenigsten ungestört beten kann.“

Der Mutter brach das Herz fast, sie weinte noch lauter, als die Tochter. „Wenn du dein Bündel schnürst,“ sagte sie zu Mathilde, „so will auch ich mit dir ziehen; denn ein Vater, der sein Kind also verstößt, liebt auch seine Gattin nicht.“

Weller zuckte hin und her, er konnte sich solcher Angriffe endlich nicht länger erwehren. „Bleibt, bleibt!“ sprach er mit gepreßter Stimme, „Euer Wille soll geschehen, aber ich fürchte, daß Ihr eine Saat säet, welche vom Unkraut erstickt wird. Doch davon jetzt nichts mehr; Ihr habt gesiegt. Und damit das Werk nun auch ganz geschehe, so lauf, Mathilde und hole den Michael herbei“

Mathilde fiel dem Vater um den Hals und dankte ihm unter tausend Thränen. Sie war, wie die Leser sehen, kein gewöhnliches Mädchen, das sich ziert und schämt, das sich ängstlich an die Formen heftete. Im ersten Augenblicke allerdings, als sie Michael nach langer Trennung wiedersah, war sie ein wenig befangen, aber diese Befangenheit schwand bald, und von diesem Augenblicke an handelte sie kindlich offen.

Kaum hatte sie der Eltern Einwilligung erhalten, so lief sie nach dem Lehmhäuschen, wo Michaels Mutter bereits erfahren hatte, um was es

sich handelte. Diese rang in einem fort die Hände und jammerte über das Unglück, wie sie es nannte; denn daß Herr Weller sein Kind nie ihrem Michael geben würde, stand bei ihr so fest, wie das Amen im Vater unser. Als nun Mathilde kam, um Michael zur Verlobung abzuholen, da konnte sie es gar nicht fassen. Die Welt müsse sich gedreht haben, denn anders sei es doch nicht möglich, meinte sie.

Möglich aber war es und auch wahr, das bewies Mathilde, indem sie die alte Frau bei der Hand nahm und sie einlud, der Verlobung beizuwohnen. Michael konnte es auch kaum glauben; sie mußte es ihm zweimal sagen und dennoch fragte er zum drittenmale: „Ist es denn wirklich und wahrhaftig wahr?“

In seligen Gefühlen zogen sie zusammen hinauf, wo jeder Zweifel gelöst werden sollte.

Herr Weller empfing die Ankommenden mild, aber ernst. „Michael,“ sprach er, „das Liebste, das Theuerste, was wir haben, unser Kind, hat in treuer Liebe dich von Allen erwählt. Erkenne das Opfer, welches wir bringen, indem wir dir ihre Hand geben. Behandle sie, wie ein köstliches Kleinod; sie verdient es. Sorge, daß wir nie bereuen, Mathildens Schicksal an das deinige geknüpft zu haben; denn dann würde dich mein Fluch treffen, wie heute mein Segen dir zu Theil wird. Kehre morgen zu deinen Studien zurück, fahre mit dem Eifer fort, womit du begonnen; und wenn du ein selbstständiges Brod hast und nicht länger demüthig vor sie hinzutreten brauchst, dann komme nach Heimberg und hole die die Gattin in's Haus.“

Alle schluchzten vor Liebe und Rührung. Frau Rosel aber, die jetzt erst an das Glück ihres Sohnes glaubte, fiel ohnmächtig nieder; die Freude tödtete sie fast. Als sie aber wieder zu sich kam, da faltete sie die Hände, sagte mehreremal hintereinander: „Du, meine zeit, wer hätte das gedacht,“ und betete dann ein andächtiges Vater unser.

III

Wir gehen über Michaels fernere Studienjahre hinweg; auch wollen wir die glücklichen Ferienmonate nicht schildern, welche die Liebenden ohne den geringsten Mißton in dem lieblichen Thale von Heimberg verbrachten. Wir versetzen uns in den Zeitpunkt, wo Michael als Dr. Rosel sich rasch einen Ruf erwarb.

Sein enormer Geist hatte schon während er Universitätszeit seine Professoren in Erstaunen gesetzt; denn als Jüngling bewältigte er mit Leichtigkeit die großen Fragen, die sonst nur gereisten Männern vorbehalten sind; ja, er brach der Wissenschaft neue Bahnen, er warf Altes über den Haufe, erhob Neues zum System. Er war ein

Mann von der Fußsohle bis zum Scheitel, ein Gelehrter ersten Ranges. Was für Früchte mußten solche Blüten bringen!

Herrn Weller reute es nun nicht mehr, daß er seine Tochter dem armen Bauernjungen verheißt; er war stolz auf seinen künftigen Schwiegersohn und dankte im Herzen Mathilde, daß sie den reichen Perger verworfen und ihn gewählt hatte.

Mathilde dachte nur an ihn. Die Aussteuer war schon beisammen und sie harrte nun des Tages, wo Michael kommen und sie heimführen würde.

Das schien sich bald verwirklichen zu sollen, denn der Landesfürst, welcher stets leidend war und von allen Aerzten, die ihn behandelt hatten, behauptete, daß sie ihn noch kränker machten, hörte von seinem außerordentlichen Rufe und befahl ihn zu sich in die Residenz.

Michael kam, und die ersten Proben seiner Geschicklichkeit fielen so glänzend aus, daß ihn der Fürst mit einem königlichen Gehalte zu seinem Leibarzte ernannte.

Da gedachte Michael oder jetzt besser gesagt, der königliche Leibarzt Dr. Rosel, seine Braut heimzuführen und schrieb in diesem Sinne.

Herr Weller ließ Alles zur Hochzeit vorbereiten, Mathilde war überglücklich und die alte Frau Rosel wurde wieder jung.

Ein unerwartetes Ereigniß aber schob die Hochzeit auf. Beim Fürsten, der sich wieder wohl und munter fühlte, erwachte eine unwiderstehliche Lust, Italien zu sehen. Sein Arzt sollte die Reise mitmachen. Das ließ sich nicht wohl von der Hand weisen, um so weniger, als der Fürst seine fernere Gunst davon abhängig machte. Mathilde wurde davon unterrichtet, und ihr die Entscheidung anheimgestellt. Der Aufschub war ihr natürlich nicht angenehm, aber sie willigte ohne Murren darein; es war ein Opfer mehr, welches sie dem Geliebten brachte.

Mit stattlichem Gefolge wurde die Reise angetreten. Michael erhielt die Erlaubniß, erst in der Schweiz zum Fürsten zu stoßen, um seiner Braut noch einige Tage widmen zu können. Da tauschten sie noch einmal alle Süßigkeiten der Liebe und nahmen dann schweren Herzens Abschied von einander. Mit den Schwüren der ewiger Treue auf den Lippen schieden sie.

Ungeduldig hatte der Fürst bereits Michaels Ankunft am Genfer See erwartet, Ohne ihn wagte er sich nicht in das wärmere Klima. Nun aber, da er ankam, ging's auch rasch nach Italien, dem Lande, nach welchem sich der Fürst seit seiner Kindheit gesehnt hatte.

Andere haben es vor mir so oft beschrieben, seinen wunderbaren Himmel besungen, seine Kunstschatze gepriesen, daß ich über Alles das als bekannte Dinge hinweggehen kann, um mich ausschließlich mit unserer Geschichte zu beschäftigen.

Drei Monate waren unter stets neuen Eindrücken vergangen, die zärtlichsten Briefe während dieser Zeit zwischen Michael und Mathilde gewechselt worden. Schon freute sich der Bräutigam der baldigen Rückkehr; da erklärte der Fürst, daß er noch volle vier Monate in Rom bleiben wolle.

Michael war äußerst verdrießlich über diesen neuen Aufschub, aber er mußte sich fügen. Rom, die ewige Stadt, hatte bis dahin sein Interesse weniger gefesselt, als das der meisten Reisenden der gebildeten Welt, weil er in Gedanken stets mit seiner Heirath beschäftigt war. Der viermonatige Aufschub aber gab ihm eine Muße, die schon der Langeweile wegen verwerthet werden mußte. Sobald er nur einmal angefangen hatte, seine Studien auf diesen Gegenstand zu lenken, überkam ihn die Heißhunger des Forschens – und nun dauerten seine Entdeckungsreisen vom frühen Morgen bis in die Nacht.

Eines Abends, als die Dunkelheit bereits hereingebrochen war, trat er in eine der zahlreichen Kirchen. Sie war leer, auch bot ihre Architektur wenig Fesselndes; aber sein Gemüth war so recht zum Beten gestimmt. Er setzte sich deshalb hinter einen Pfeiler und versank in stilles andächtiges Sinnen. Da rauscht etwas neben ihm; als er hinsah, gewahrte er eine verschleierte Dame, welche sich, ohne ihn zu bemerken, zum Gebete niederließ. Es war eine hohe Gestalt, ganz in Schwarz gekleidet, als ob sie einen Gestorbenen betrauerete. Um sie nicht zu stören, verhielt er sich ruhig hinter seinem Pfeiler.

Da gewahrte er zwei verummte Gestalten, welche aus dem schwach erleuchteten Schiffe heraustraten und sich dem Orte näherten, wo die Dame kniete. Plötzlich stürzten sie sich auf dieselbe und an Michaels Ohr tönte die freche Aufforderung: „Keinen Laut, oder Sie sterben! Ihre Diamanten her!“

Die Dame stieß einen schwachen Schrei aus. Michael aber hätte kein deutscher Mann sein müssen, um das ungerächt zu sehen; er sprang hinter seinem Pfeiler hervor und schlug die Banditen mit kräftiger Faust zu Boden.

Die Dame flüchtete sich in die Arme ihres Retters und bat ihn flehentlich und mit allen Zeichen der Angst: „Retten Sie mich, retten Sie mich, mein Herr! Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich nicht allein gehen, führen Sie mich in meine Wohnung!“

Selbst redend ward ihr diese Bitte gewährt. Die Signora zitterte heftig an seinem Arme, als sie durch die Straßen schritten, und, als ob sie auch unter dem männlichen Schutze noch die Verfolgung der Räuber fürchtete, schmiegte sie sich fest an ihn, fester, als es sonst herkömmlich und sittemäßig ist.

Dr. Rosel war bei dem Handgemenge von einem

der Banditen mit einem Dolche verwundet worden. Glücklicher Weise aber war der Stoß von der Brust abgeglitten und hatte sich nach der Schulter gerichtet, welche heftig blutetet. Um die Signora nicht zu beunruhigen, verschwieg er diesen Umstand, aber die Wunde schmerzte und der Blutverlust schwächte ihn. Dazu war der Weg ziemlich weit und dehnte sich außerhalb der Ringmauern Rom's weit hinaus. Endlich erreichten sie eine Villa, welche, vom weichen Schimmer des Mondes beleuchtet, im zauberischen Halbdunkel lag. Magisch säuselte der Nachtwind durch die Bäume und die Blumen breiteten einen würzigen Duft.

Die Signora zog die Klingel, denn das eiserne Thor war geschlossen. Eine Dienerin in leichtem, fliegendem Nachtgewande huschte durch das Strauchwerk der Pforte zu und öffnete. Der Arzt wollte sich nun entfernen, weil er die Zeit für zu vorgerückt hielt, dann aber auch, weil ihn die Schulter jetzt so empfindlich schmerzte, daß er nur mit Mühe die Klage zurückhielt.

Die Signora aber bat so flehentlich, daß er, ohne unhöflich zu sein, ihre Einladung nicht abschlagen konnte. Sie zog ihn förmlich an sich und durch das Gitter in den Garten. „Gönnen Sie mir wenigstens das Vergnügen,“ sprach sie, „meinem Retter ein Wort des Dankes zu sagen, wozu mir bis jetzt die Furcht keine Zeit ließ; lassen Sie mich Ihren Namen erfahren, damit derselbe unvergänglich in meinem Herzen stehe, und hören Sie auch den meinigen.“

Unter diesen, mit allen Zeichen einer außergewöhnlichen Aufregung gesprochenen Worten hatten sie einen Gartenpavillon erreicht, der durch eine, von der Decke herabhängende Ampel matt erleuchtet wurde. In dem prachtvollen Salon herrschte der volle Zauber Italiens, verbunden mit dem Reichthume des Orients. Er schien von dem Architekten erfunden, um die Sinne in wollüstigem Sehnen zu berauschen. Die Statuetten aus Marmor, die Gemälde und die zwischen denselben wuchernden Schlingpflanzen und exotischen Gewächse trugen dazu bei, den Taumel zu erhöhen; und die rauschende Fontaine in der Mitte des Salons, auf deren im Lichte der Ampel blitzendem Strahle ein goldener Apfel sich auf- und niederwiegte, vollendete den Eindruck einer arabischen Nacht.

Die Signora schlug den Schleier zurück und lud ihren Begleiter ein, sich auf dem Divan niederzulassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der Arzt weder die blendende Schönheit der Signora, noch die wunderbare Einrichtung des Pavillon bemerkt, denn kaum betrat er den Raum, so sank er mit einem leisen Seufzer in den Divan, welchen ihm die Signora zum Sitzen bezeichnete.

Plötzlich bemerkte die Italienerin das Blut, welches seine Schulter, seine Kleider, seine linke

Hand besudelte.

„Heiliger Gott,“ rief sie voll Entsetzen, „Sie sind verwundet, verwundet für mich!“

Dr. Rosel hörte die klangvolle Stimme nicht, in der in diesem Augenblicke der Schmerz fibrierte; er sah nicht dieses schwarze, glühende Auge, dessen Feuer jetzt eine Thräne milderte, sah nicht den Busen, aus dem sich im Auf- und Niedergewogen herzdurchdringende Klageöne rangen; der Schmerz und der Blutverlust hatten ihn seiner Sinne beraubt. –

Draußen leuchteten der Mund, funkelten in magischem Glanze die Sterne, und drinnen lag der Ohnmächtige, die Signora mit leisen Seufzern über ihn gebeugt. Eine halbe Stunde ist vergangen, seitdem er niederkam, aber noch immer ist das Leben nicht zurückgekehrt. Jetzt endlich stellt sich das Bewußtsein langsam ein und ihm ist, als schlängen ein Paar weiche Arme sich um seinen Nacken, als preßten flammende Lippen sich auf seinen Mund. „Mathilde,“ lispelte er leise, und breitete seine Arme aus. Da lag sie an seiner Brust, seine geliebte Mathilde; aber ihr Herz brannte an dem seinigen wie eine lodernde Flamme, alle ihre Pulse zitterten, wie von furchtbarer Leidenschaft erregt.

Da schlug er die Augen auf, aber nicht seine Mathilde, die schwarze Signora lag in seinen Armen.

Mit einem Ruf der Ueberraschung, ja des Unwillens, wehrte er sie von sich ab und erhob sich von dem Divan. Jetzt erst bemerkte er, daß seine Wunde verbunden war. Die Signora mußte es während seiner Ohnmacht gethan haben.

„Verzeiht, Signora,“ sprach er, „daß ich Euch beunruhigt habe; aber erlaubt mir nun, mich zurückzuziehen. Ich fühle mich stark genug, meine Wohnung zu erreichen.“

„Gehen Sie, aber kehren Sie wieder, vergessen Sie die arme Signora nicht, der Sie einen so großen Dienst erwiesen haben.“

Als sie dieses gesprochen hatte, nahm sie eine duftende Karte aus ihrem Portefeuille, übergab sie ihm und drückte ihm bedeutungsvoll die Hand.

Verwirrt griff er in seine Tasche, überreichte ihr auch die seinige und schied mit einer stummen Verbeugung.

Vor der eisernen Pforte hielt ein Wagen mit vier Rossen; ein gallonirter Diener hob ihn hinein und der Wagen rollte fort.

Michaels Wunde war nicht bedeutend genug, um ernste Folgen nach sich zu ziehen. Träumend oder vielmehr grübelnd lag er auf seinem Lager. Die Banditen, die schwarze Signora, der Pavillon tanzten unaufhörlich vor seinen Augen. Wie er sich auch gegen die stets von Neuem auftauchenden Bilder wehrte, sie kehrten unaufhaltsam wieder, der heiße Kuß brannte noch auf seinen Lippen.

Aergerlich über sich selbst wandte er sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite. Es half nicht. Die Signora war eine von jenen üppigen gestalten des Südens, deren majestätische, zwingende Schönheit auch das kalte Herz so leicht nicht vergift. Wohl ihm, daß Mathildens sanftes, seelenvolles Antlitz zuweilen diesen Zauber durchbrach und ihn wieder in die schattigen Wälder Deutschlands zurückführte, wo der Brand des Herzens sich am sanftumgrüntem Bächlein, am bemoosten Fels in ein weiches Sehnen wandelt, welches die quellende Thräne mit kühlendem Thau feuchtet.

Gegen Morgen sank er in einen leichten Schlummer. Beim Erwachen fand er ein Briefchen des Fürsten vor, welches ihm kund that, daß er für die nächsten drei Tage seiner Dienste nicht bedürfte, da er einen Ausflug in das Gebirge mache und seine Gesundheit vortrefflich sei.

Er erhob sich vom Lager, um seine Wunde zu untersuchen. Den blutigen Verband abnehmend gewährte er, daß er aus zwei übereinandergelegten Taschentüchern von feinsten Battist bestand. In jeder der vier Ecken war eine Krone eingestickt; darunter die Buchstaben L. di. C. – Neugierig, wer denn eigentlich die schwarze Signora sei, nahm er die Karte und las: Lucia di Capua. Also Marchese Capua, von der er seit seinem Hiersein so oft als von einem Wunder von Schönheit und Grazie hatte sprechen hören.

So wehe es uns um Michael thut, so müssen wir doch bekennen, daß ihn ein Gefühl des Stolzes anwandelte, als er diesen Namen las. Der arme Junge aus der Lehmhütte von Heimberg und die Marchese von Capua, das war doch ein starker Contrast. Und womit hatte er diesen Triumph erungen? Mit Hilfe seiner enormen Wissenschaft, vor der sich die Häupter der Greise neigten? Nein, denn die Marchese kannte ihn ja nicht. Es mußte also seine Person sein. Zum erstenmale in seinem Leben wandelte ihn eine Eitelkeit an über die äußern Vorzüge, welche er in so reichem Maaße besaß.

Indessen schlug er sich doch die Gedanken an die schwarze Marchese, so gut er konnte, aus dem Kopfe und befaßte sich mit dem Bilde seiner geliebten Mathilde. Zwar hatte er ihr gestern noch einen Brief geschrieben, aber er setzte sich dennoch an's Schreibpult und warf einen langen und zärtlichen Erguß an sie auf's Papier. Wollte er damit die hochgehenden Wogen seines Herzens beschwichtigen oder fühlte er, daß er gegen das treue Mädchen ein Unrecht wieder gut zu machen habe?

Am Abend, als die Hitze nachließ und eine angenehme Kühle eintrat, verließ er das Haus. Mechanisch richtete er seinen Fuß nach jenem Tempel, worin er gestern das Abenteuer mit den Banditen bestanden. Hinter demselben Pfeiler kniete er nieder und schloß die Augen; aber er betete

nicht, er beschäftigte sich mit der Marchese. Um ihr Bild los zu werden, verließ er den Tempel, verließ er die Stadt und wanderte ziellos umher.

War es eine geheime Gewalt, die ihn zog, oder war er mit der Umgebung Roms noch zu wenig bekannt? Oder, wie kam es, daß er nach kurzer Wanderung vor jenem eisernen Gitter stand, das sich ihm schon einmal erschlossen?

Und an dem Gitter stand die Marchese; sie schienen ihn erwartete zu haben. Es war noch hell genug, daß er die ganze Pracht ihrer Schönheit bewundern konnte.

„Nehmen Sie meinen Dank, Herr Doctor,“ sprach sie, „daß Sie meiner Einladung folgten! Treten Sie ein und lassen Sie die düstern Wissenschaften draußen. Hoffentlich ist Ihre Wunde nicht gefährlich; beruhigen Sie mich über diesen Punkte, der mir eine vollständig schlaflose Nacht und einen kummervollen Tag bereitet hat!“

Michael war schon eingetreten. „Aengstigen Sie sich nicht, Signora,“ antwortete er; „die tiefste Wunde müßte heilen, wenn so schöne Hände sie verbinden.“

Die Marchese lächelte, aber in ihren Augen brannte ein loderndes Feuer, wie es nur die Augen des Südens haben, und auch diese nur dann, wenn sie lieben.

Im Hintergrunde des Gartens lag ein prächtiges Schloß, das eben jetzt von der scheidenden Abendsonne beleuchtet wurde. Eine Allee von hohen Aloen führte zu der marmornen Treppe; aber die Marchese richtete ihren Schritt nicht dorthin, sondern zu dem Pavillon, in welchem sie gestern die Wunden Michaels verbunden hatte.

Mit einer Handbewegung lud sie ihn ein, neben ihr auf dem Divan Platz zu nehmen. O diese Nähe, sie war gefahrbringend, denn jedes Atom ihres Körpers sprühte ein Feuer, das Alles in seine Flammen riß, was nicht mit dem Panzer der Undurchdringlichkeit angethan war.

„Mein Freund,“ hub sie an, „ich werde den Dienst nie vergessen, den Sie mir geleistet haben und dieses um so weniger, da ich heute erfahren habe, daß Sie der Mann sind, dessen Ruf mir längst zu Ohren gekommen und den ich in hohem Maaße verehere, ehe ich denken konnte, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Ich betrachte Sie von heute an, als meinen natürlichen Beschützer,“ fuhr sie fort, „und wenn ich Ihnen vertrauensvoll meine Geschichte mittheile, so werden Sie erkennen, daß ich eines Schutzes bedarf. Ehe meine Eltern starben, zwangen sie mich zu einem Ehebündnisse, das ich bis zum Ekel verabscheute; aber ich mußte einwilligen, weil der mir bestimmte Bräutigam noch reicher an irdischen Gütern, als an Jahren war.“

„Freudlos, fast verzweifelnd schleppte ich diese Kette zwei Jahre. Hundertmal stand ich im Begriffe, mein Leben in der Tiber zu endigen, aber

dieses Verbrechen wurde mir durch den Tod meines verhaßten Gatten erspart.“

„Nun war ich, reich, unendlich reich, aber mein Herz war kalt und leer. Ich suchte diese Leere mit Studien, mit Gebet auszufüllen, aber es gelang mir nicht. Da trat neues Unglück ein: der Bruder meines Mannes, Graf *** hatte es sich in den Kopf gesetzt, meine Gatte zu werden. Ich verabscheute ihn noch mehr, als den gestorbenen und wies seine Hand mit Abscheu zurück. Seit diesem Tage bin ich nirgends sicher vor ihm, überall verfolgt er mich oder läßt mich durch seine Kreaturen verfolgen. Er hat es mir offen gestanden, daß er weder Dolch noch Gift scheue, um zu seinem Ziele zu gelangen. Deßhalb floh ich Palermo, meine Vaterstadt, und verbarg mich hier. Daß er aber meine Spur dennoch gefunden, dafür zeugt der Ueberfall in der Kirche.“

„So lange ich in Rom bin,“ entgegnete Michael nicht ohne Bewegung, „soll Ihnen mein Schutz nicht fehlen.“

„Hören Sie weiter,“ fuhr die Marchese fort; „obwohl mein Herz kalt und leer war, so trug es doch ein Ideal in seinem Innern. Ein Phantom war es ohne Leben und Bewegung; aber es sollte Leben erhalten, als ich eines Tages einen Kupferstich an dem Schaufenster eines Bilderhändlers gewahrte. Ich stand da voll Entzücken und schaute in diese kräftige, intelligente Gesicht, denn so hatte ich mein Ideal im Geiste gesehen, so hatte ich es mit mir herumgetragen und mir vorgemalt, wenn mein verhaßter Gatte mir das Leben verbitterte.“ – Einen Augenblick schwieg sie, dann aber lehnte sie den brennenden Kopf an seine Schulter, ergriff seine Hand und sprach: „Nun aber, Herr Doctor, habe ich das Original jenes Bildes gefunden!“

Diese Sprache war kaum mißzuverstehen; auch Michael begriff sie, und es schmeichelte ihm, daß die reiche Marchese ihre Liebe auf ihn geworfen. Leise drückte er die Hand, welche in der seinigen ruhte. Aber rasch ermannte er sich wieder und stand auf. Noch wirkte Mathildens Andenken zu mächtig in ihm, noch was sie sein Schutzgeist in dieser Versuchung.

Leider erleichte es von diesem Tage an mehr und mehr, zuletzt verwischte es sich ganz und nun war er rettungslos der Gluth der Italienerin preisgegeben. Seine Besuche in dem Schlosse wiederholten sich an jedem Abende und verlängerten sich oft bis spät in die Nacht hinein.

Einst fand er sie nicht im Pavillon, wo die Zusammenkünfte gewöhnlich stattfanden. Die Zofe erwartete ihn am Thore, und vorgebend, daß ihre Gebieterin nicht wohl sei, führte sie ihn in das Schloß. Der Weg ging durch prachtvolle Gemächer, welche über und über von Gold strahlten; eine breite Marmortreppe hinab gelangte er endlich in eine Rotunda, welche von oben herab durch eine Kuppel von rosenfarbigem Glase Licht

erhielt. An den Marmorwänden lief ein gepolsterter Divan vorbei; in der Mitte des Gemaches hauchte ein Wasserbassin erfrischende Kühlung aus. Es war das Bad der Marchese.

Michael konnte anfangs in dem mystischen Halbdunkel nicht sehen, aber bald gewöhnten sich seine Augen und er gewahrte die Marchese, welche halb liegend auf dem Divan ruhte. Sie trug nicht mehr das schwarze Kleid, sondern der Schnee von blendend weißem Spitzenstoffe umschloß ihre vollen Glieder.

„Sie sind krank, Signora?“ fragte Michael.

„Ja krank, sehr krank, fühlen Sie meinen Puls!“

Michael ließ sich an ihre Seite nieder; nachdem er die Schläge des Pulses gezählt hatte, sprach er: „Es ist wahr, Sie fiebern, aber krank sind Sie nicht. Dem Himmel sei Dank dafür!“

Da richtete sich die Marchese auf und während ihre Augen zündende Blitze warfen, sprach sie mit Heftigkeit: „O, über Euch gelehrte! Ihr durchschaut den Körper bis in die innersten Atome, aber in die Seele vermögt Ihr nicht einzudringen, und doch sind die Krankheiten der Seele schrecklicher, als die des Leibes. Ich bin krank, sage ich, sehr krank. Aber, sie sitzt da inwendig, diese Krankheit! Und nur du kannst sie heilen, du allein, sonst kein Mensch auf der weiten Welt!“

Und mit dem Rufe: „Michael, Michael, ich liebe dich bis zum Rasendwerden!“ stürzte sie ihm an den Hals. Jetzt waren auf einmal alle Furien der Liebe entfesselt und sie drangen mit stürmender Gewalt auf den Jüngling ein.

„Lucia,“ stammelte er, „Lucia, mein?“

„Dein auf ewig, du Sohn des Nordens, dein mit allen meinen Reichthümern, dein mit meinem glühenden Herzen! Und jetzt, nachdem du das Wort gesprochen, lasse ich dich nimmer mehr aus meinen Armen. Gehe, sage dem Fürsten, daß du seinen Sold verschmähest, daß du mein bist auf ewig! Ganz Rom soll es wissen, daß die Marchese Lucia di Capua den deutschen Jüngling liebt. Geh, Michael, löse diese Ketten und kehre an meinen Busen zurück! Frei wollen wir sein, schwelgen in grenzenloser Liebe, und Niemand soll zwischen uns stehen, nicht Fürst, nicht Unterthan, Michel, mein auf ewig!“

„Auf ewig!“ antwortete der Arzt und besiegelte dieses schwerwiegende Wort mit einem Kuße. Mehr taumelnd als gehend kam er in sein Logis zurück, er wußte selbst kaum wie.

In seinem stillen Gemache trat der Geist der schmählich verrathenen Mathilde noch einmal vor ihn hin, sein Gewissen hielt ihm die Schwüre vor, die er dem deutschen Mädchen, der engelreinen Seele, der glücklichen Braut geschworen hatte. Aber die wilde Leidenschaft zu der Italienerin durchtobte seine Brust; er konnte, er wollte nicht von ihr lassen. Wie ein Verzweifelnder brach er alle Brücken hinter sich ab, kündigte dem Fürsten

und eilte in Luciens Arme. Drei Wochen später war er ihr Gatte.

IV

Seit zwei Monaten waren in dem freundlichen Hause zu Heimberg die fröhlichen Gesänge verstummt. Mathilde ging blaß und schweigend umher. Was sich in Italien begeben, das wußte sie noch nicht, aber ihre Briefe wurden nicht mehr beantwortet. Wenn der Postbote kam, ging sie ihm entgegen und fragte hastig, ob er nichts für sie bringe. Die Antwort fiel stets verneinend aus. „Er ist krank,“ dachte sie, sonst würde er schreiben. Vater und Mutter fürchteten mehr, und sie zitterten bei dem Gedanken, daß der Bräutigam ihr vielleicht untreu geworden sei. Jedermann theilte diese Befürchtung, nur sie nicht; sie baute felsenfest auf seine Treue.

Eines Abends, als der Bürgermeister Weller die Zeitung las, that er plötzlich einen Ruck auf seinem Stuhle, daß dieser krachte. Erblassend wischte er die Brille rein, setzte sie wieder auf und las den Artikel, der ihn so aus der Fassung gebracht hatte, von Neuem. „Schrecklich!“ reif er dann und warf das Blatt mit einem Fluche zu Boden.

Bei dem ruhigen Manne war ein Fluch ein so auffallendes Ereigniß, daß seine Gattin erschrocken das Blatt aufhob und hineinsah. Weller zeigte auf den Artikel und seine Frau begann ihn zu lesen. Schon bei den ersten Zeilen hatte sie gezittert; als sie nun zu Ende war, da stieß sie einen Schrei aus und sprach: „Unglückliches Kind!“

Mathilde, welche sah, daß die Zeitung mit ihrer Person in Beziehung stand, nahm nun auch das Blatt und las:

„Rom: Der mit Recht so hoch gefeierte deutsche Arzt Dr. Michael Rosel hat seine Stellung bei dem Fürsten *** aufgegeben und sich mit der überaus reichen, schönen und gebildeten Marchese Lucia di Capua verheirathet.“

Lächelnd legte sie das Blatt auf den Tisch und sprach: „Könnt Ihr im Ernste glauben, daß auch nur ein Korn Wahrheit in dieser Nachricht sei? Michel wird nie einer Andern seine Liebe schenken und führte sie das Scepter eines Kaiserreiches. Die Zeitungen beweisen alle Tage, daß ihnen die Wahrheit eine fremde Sache ist. Ich traue auf meinen Michael! Käme der Fürst selbst und sagte: Es ist wahr! So würde ich ihm nicht glauben. Aus Michaels eigenem Munde muß ich's vernehmen, sonst strafe ich Alle Lügen, welche diese falsche Nachricht wiederholen und ausbreiten.“

Vater und Mutter ließen sich endlich beruhigen, weil sie selbst nicht an das Unglück glauben mochten. Aber Weller kannte in Rom einen deutschen Künstler, an diesen schrieb er und bat ihn flehentlich, ihm umgehend mitzutheilen, ob und

was Wahres an dem Gerüchte sei. Ach, nur zu bald kam die Bestätigung, und für ihn und die Mutter war nun kein Zweifel mehr.

„Ich habe eine Schlange am Busen genährt,“ sprach der bürgermeister, „und diese Schlange hat mit verrätherischem Bisse das Leben meiner Mathilde vergiftet.“ Mathilde weinte wohl bei den Zornausbrüchen des Vaters, den Thränen der Mutter, aber sie glaubte nicht; sie weinte nur, weil ihre eigenen, ihre vielgeliebten Eltern ihrem Michael so schweres Unrecht thaten, und weil sie sich ohne Ursache abhärmten.

Das Gerücht von Michaels vornehmer Heirath, breitete sich täglich weiter aus, es ging von Mund zu Mund. Der Fürst kam zurück; er bestätigte die Wahrheit der Nachricht. Jedermann glaubte sie, nur Mathilde nicht.

Die alte Frau Rosel, Michaels Mutter, war lange die einzige gewesen, die auf Mathildens Seite stand; sie konnte es sich gar nicht vorstellen, daß ihr eigenes Fleisch und Blut um Glanz und Reichthum seinen Wohlthäter, seine engelgleiche Braut sollte verrathen und verkauft haben. Jetzt aber glaubte auch sie nicht mehr an seine Unschuld, Der Undank ihre Sohnes erschütterte ihre schwane Kräfte; eine schwere Krankheit warf sie nieder, von der sie nicht mehr erstand. Mathilde war ihre Pflegerin; sie drückte ihr die Augen zu und bepflanzte ihren Grabhügel mit Rosmarin.

Alle Tage ging sie ein Stück in den Wald hinein, auf dem Wege, den er zurückkommen mußte. Wie oft sie auch vergebens ging, die Hoffnung in ihrem Herzen versiegte nicht. So ging der Sommer vorüber, schon nahte der Herbst, die Blätter der Linde fielen bereits zu Boden.

Eines Tages war sie wieder hinausgegangen und hatte sich weiter als gewöhnlich in den Wald vertieft. Ermüdet setzte sie sich auf einen Baumstamm nieder und schaute die Straße entlang. Da hörte sie Hufschlag in der Ferne. Sie schaute auf. Der Hufschlag kam näher, und nun tauchte der Kopf eines Reiters in die Höhe, nun wurde die ganze Gestalt sichtbar. Es war Michael.

„Michael!“ rief sie so schrill und laut, daß das Echo der umliegenden Berge den Namen hundertfach wiederholte.

Der Reiter hielt inne, Verwirrung kam über ich. Mit schuldbedecktem Herzen war er gekommen, Mathilden ein offenes Geständnis zu machen, ihre Verzeihung zu erflehen und dann die Reise nach Asien, die er mit der Marchese angetreten, nachdem sie die Hauptstädte Deutschlands gesehen, fortzusetzen.

Jetzt aber, wo die schwer Gekränkte sein Nahen mit dem gellenden Freudenschrei begrüßte, da sank ihm der Muth; er hätte entweichen, in die Erde versinken mögen! Doch er mußte der Nothwendigkeit gehorchen. Langsam stieg er von seinem Pferde und wankte auf den Baumstamm

zu, auf dem die fast tödlich wirkende Freude Mathilde unbeweglich fest hielt.

Als er schwankend, mit zur Erde gesenktem Haupte auf sie zuschritt, da wurde sie wieder Herr ihrer Glieder, sie schnellte empor, dem Verräther an die Brust. In dem Bewußtsein, welchen kostbaren Schatz er von sich hinweggeworfen habe, erwiderte er ihre Umarmung; er fühlte wohl, daß es die letzte die dieses Leben sei.

„Du bist da, du bist da!“ jubelte Mathilde. „Dem Herrn sei Dank, daß ich vertraute, wo Alle verzagten. Nun bleibst du bei mir, nichts soll uns mehr trennen! Komm, verlieren wir keinen Augenblick!“

Michael blieb unbeweglich, ein Frost ging ihm durch die Glieder, seine Zähne klapperten.

„Ah, du hast es schon gehört, armer Michael, daß deine gute Mutter gestorben ist, deßhalb bist du so traurig, deßhalb zitterst du!“

„Ist sie todt?“ fragte Michael mit erstickter Stimme.

„Sie ist todt!“ entgegnete sie, „aber sie starb in meinen Armen. Als sie Alle an dir zweifelten und nur ich allein stark blieb, da ließ auch sie den Muth sinken. Ihr ist wohl im Himmel, doppelt wohl, da sie ihren Sohn zu seiner Mathilde zurückgekehrt sieht.“

Michael wischte bei dieser Eröffnung die Thränen vom Gesichte; der Tod seiner Mutter war die erste bittere Frucht seines schmählichen Verrathes.

„Mathilde,“ sprach er dann, „ich habe meine Mutter getödtet! An meinen Fersen haftet der Fluch, ein Fluch, der auch dich zermalmten wird, dich und – mich selbst.“

Mathilde erblaßte. „Um Gottes Willen, Michael, was für dunkle Worte sprichst du?“

„Sei stark, mein Kind, und höre. Ich muß sprechen, wenn gleich meine Worte vernichtende Blitze sind; ich muß sprechen, damit du der Fesseln ledig werdest, die dich so lange banden, die dich ewig binden würden, wenn der Teufel nicht Eingang in mein ruchloses Herz gefunden hätte. Mathilde, ich habe die Schwüre gebrochen, ich habe mich von einer Syrene umstricken lassen, ich bin vermählt!“

Starr stand das Mädchen, ihre Augen erweiterten sich, sie traten fast vor die Höhlen. Krampfhaft preßte sie die Hände auf die Brust, dann an die Stirne und an die Schläfe.

„Was sagst du?“ fragte sie dann, und indem sie das sagte, veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes gewaltsam.

„Ich bin vermählt,“ wiederholte er mit leiser Stimme. „Fluche mir nicht! Zehnfach trage ich den Fluch schon in der Brust!“

Mathilde wandte sich um, sie sprach kein Wort, sagte ihm kein Lebewohl, sondern schritt langsam dem Hause zu.

Michael aber warf sich auf's Pferd und jagte wie rasend von dannen.

Weller und Frau saßen zusammen in dem Hinterstübchen, da ertönte ein feierlicher Gesang, ein langsam getragenes Prozessions-Lied. Die Thüre öffnete sich und Mathilde trat herein. „Was singst du, Kind?“ fragte die Mutter.

„St, St!“ antwortete sie, „stört meine Andacht nicht! Noch tausend Meilen muß ich pilgern, um geweihten Boden für seine Leiche zu finden. Ich komme von Rom, der heilige Vater hat mir diesen Stab gegeben, damit soll ich die Lande durchpilgern, denn Michael ist gestorben, gestorben unter den Saracenen. Habt Ihr's noch nicht vernommen? Der arme Michael!“

„Heiliger Gott!“ rief die Mutter, als sie diese verworrenen Reden, das stiere, gläserne Auge ihrer Tochter sah, „sie ist von Sinnen!“

Und der Vater schlug sich mit der Hand gegen die Stirne und fluchte dem, der sein Kind so grenzenlos unglücklich gemacht hatte.

„Stille, ruhig,“ sagte Mathilde mit feierlichem Wesen, „klaget ihn nicht an, weil er sich vermaß mit den Göttern zu streiten und wie die Titanen den Himmel zu stürmen! Er that es für mich! Mir wollte er den Thron neben Gott erbauen, darum ward er gestürzt, darum muß seine Seele ewig mit der doppelköpfigen Schlange ringen, bis ich seinen Leib begraben habe. Wißt Ihr keinen geweihten Platz?“

Mathildens Wahnsinn, der so plötzlich und unvermuthet, ohne daß die Eltern die eigentliche Veranlassung dazu kannten, ausgebrochen war, hielt sich in den Grenzen ruhigen Auftretens, sie tobte nicht; aber vom morgen bis zum Abende wanderte sie mit einem langen Stabe umher und fragte Jeden, er ihr begegnete, ob er kein geweihte Stelle für ein Grab wisse.

Man kann sich den Schmerz der unglücklichen Eltern, der trostlosen Geschwister denken! Frau Weller war kaum noch ein Schatten jener Frau, die mit rüstiger Hand das ausgedehnte Hauswesen versorgte; sie verfiel in Trübsinn und hockte den ganzen Tag zusammengekauert in dem Hinterstübchen. Der Bürgermeister, stets mit dem Gedanken an sein Kind beschäftigt, war nicht mehr im Stande, dem Amte vorzustehen; gern legte er es nieder, um nicht stets neuen Fragen und Erkundigungen ausgesetzt zu sein. Die berühmtesten Aerzte von Nah und Fern wurden zu Rathe gezogen, aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, Mathildens Sinne blieben vor wie nach von der Nacht des Wahnsinns umschlossen.

Jahre eilen wir unserer Geschichte voraus, wenn wir schon jetzt mittheilen, daß die Eltern aus Kummer starben, die Geschwister aus dem Vaterhause zogen und Mathilde allein zurückblieb unter der Obhut einer treuen Dienerin und des Kutschers, von dem schon mehreremal gespro-

chen wurde. —

Während so das Trauerspiel zu Heimberg seinen verderbenbringenden Gang fortgeht, müssen wir dem Dr. Rosel und der Marchese Lucia di Capua folgen.

Als der erste Rausch einer Liebe, die nur auf Sinnlichkeit und Sinnenlust basirte, vorüber war, als Michael den Kelch der Wollust bis auf die Hefen ausgetrunken hatte, da endlich war er im Stande, durch diesen wüsten Taumel hindurch die Anklagen seines Gewissens zu vernehmen. Das reine unbefleckte Bild der deutschen Jungfrau trat neben die glühende Schönheit seiner Frau. Er stellte Vergleiche an, und diese Vergleiche fielen nicht zu Gunsten der Marchese aus. Sie blendete, sie zündete, aber es fehlte der innere Werth, der dem Herzen so wohlthuende, weiche Frauensinn.

Es war ein Unglück für ihn, daß ihre Fehler sich seinen Augen täglich größer zeigten, daß er Bosheit und Tücke entdeckte, wo er sonst nur überirdischen Reiz gesehen.

Und die Marchese, sie fand den Deutschen kalt; sie vermißte die verzehrende Flamme, welche in ihrem eigenen Busen glühte. Er kam ihr täglich mehr, wie eine schöne, aber geruchlose Blume vor.

Die beiden Gatten langweilten sich in dem prächtigen Schlosse, die Leere in ihrem Herzen wurde von Tag zu Tag größer und es kamen Stunden, wo die Marchese sich fragte, warum sie ihren Stand, ihren Reichthum, ihr Alles an einen Menschen verschleudert habe, der sie weder verstand, noch den ernstesten Willen zeigte, sich ihr angenehm zu machen. Ihr unersättliches Herz jagte bereits nach neuen Idealen umher.

So konnte es nicht fortgehen, das fühlten sie beide; eine Reise in ferne Welttheile sollte das Mittel zur Ausfüllung der Leere bieten. Die ewig wechselnden Eindrücke, meinten sie, würden das alte Verhältnis wieder herstellen oder wenigstens den Mißmuth niederhalten.

Auf dieser Reise war es, wo Michael dem betrogenen Mädchen das Geständnis seiner Schuld machte.

Wir wollen den Reisenden nicht von Stadt zu Stadt folgen; es würde für den Schreiber und für den Leser nur eine Reihe unerquicklicher Scenen bieten.

Bei den Pyramiden finden wir sie wieder, aber die Werke, welche das Staunen jedes Schauers hervorrufen, ließen sie kalt, denn die gegenseitige Mißachtung war um diese Zeit auf den höchsten Gipfel gestiegen. Ein einfaches Ereigniß sollte indessen mehr Leben bei der Marchese hervorrufen. Als sie nämlich zur Nachtzeit mit Fackeln in die alten Königsgräber stiegen, gesellte sich ein Spanier zu ihnen, welcher der Marchese ein ungewöhnliche Interesse einflößte. Sie lernte wieder lachen und scherzen und gewann die ganze Elastizität ihre feurigen Geistes zurück. Ihr Gatte sah

dem gleichgiltig zu, ja er freute sich darüber, denn nun konnte er ungestörter seinen trüben Gedanken nachhängen.

Die Marchese machte keinen Hehl daraus, daß sie den Spanier dem Ehemann vorzog, ja es schien, als ob sie absichtlich Scenen herbeiführte, die ihn kränken mußten, die in seine Rechte eingriffen.

In Kairo endlich sollte es zum Bruche kommen. Der Spanier hatte auf den Wunsch der Marchese mit den beiden Gatten gemeinschaftlich Quartier genommen. Die Vertraulichkeit nahm hier einen Charakter an, der ihm die Augen öffnen, der ihn mit Gewalt wachrütteln mußte. Eines Tages, als er trübsinnig das Gemach Luciens betrat, fand er sie in den Armen des Reisegefährten. Er zog einen Revolver aus der Tasche und feuerte; aber seine grenzenlose Wut ließ ihn sowohl das Weib, als ihren Buhlen fehlen. Sie entflohen.

Rache im Herzen, nahm er sich vor, um jeden Preis beide zu tödten. Er setzte sich in die rothen Polster und wartete der Rückkehr seines treulosen Weibes; aber wartete vergebens, sie kam nicht wieder. Da machte er sich auf und folgte ihrer Spur. In Konstantinopel entdeckte er sie, aber die beiden Verbrecher retteten sich abermals und sprangen in ein Boot, welches am Ufer des goldenen Horns angekettet lag. Der Spanier ergriff das Ruder, aber unkundig auf dem Wasser wurde das Boot von einem Dampfschiffe in den Grund gebohrt; es schlug um und die beiden versanken in den Wellen.

Sie wurden zwar von den Fischern an's Land gezogen, aber nur als Leichen. Michael stand vor diesen Leichen, doch fühlte er keinen Schmerz, keine Reue, denn dieses Weib hatte ihn um den Himmel betrogen.

Reich war er jetzt, unermesslich reich, denn ihm fiel das Erbe seiner Frau zu; aber was sollte ihm der Reichthum? Er wandte sich vom Ufer ab und schwur, nicht eine Stecknadel von dem anzurühren, was der italienischen Viper gehört hatte.

V

Wie sah es jetzt so traurig in Heimberg aus! Das Herz mußte einem brechen, wenn man die arme Mathilde mit dem langen Stabe dahinwandern und geweihten Boden suchen sah.

Mancher Winter war vorübergegangen und in ihrem zustande hatte sich nichts geändert. Der Frühling bot wieder seine duftenden Gaben, denn die Natur ist ewig unveränderlich in ihrem Wohltun.

Mathilde wanderte das Thal hinab du blieb vor der Lehmhütte stehen, wo Michael das Licht der Welt erblickt, wo Frau Rosel in ihren Ar-

men gestorben war. Auch diese Hütte schien der Trauer um so viel Unglück zu erliegen; denn die Lehmwände waren hier und dort eingefallen, so daß man in die kahlen Zimmerchen hineinsehen konnte; das Dach war theilweise abgedeckt; der Regen hatte den hartgeschlagenen Lehm Boden im Innern, der einst als Diele gedient, erweicht und gelockert; Disteln und Kreuzkraut sproßten vor dem Herde und unter dem alten Tische. Vor dem Hüttchen aber stand noch die alte Bank.

Hier ließ sich Mathilde nieder und fragte sich selber mit geheimnisvoller Stimme: „Ist das hier geweihter Boden? Soll ich hier sein Grab graben?“

Da stürmten unter lautem Lärmen und Lachen die Schulkinder aus dem Dorfe herbei, um auf dem Heimwege da unten im Thale einen Strauß wilder Blumen zu pflücken, Sobald sie der Wahnsinnigen ansichtig wurden, legte sich ihre Lust, ihr Lärm; sie traten um das Mädchen herum und schauten sie mitleidig an.

„Ah,“ sagte sie lächelnd, „ihr seid die Pilger, welche ich erwarte, ihr wollt mit mir schiffen über die ferne See, um den geweihten Boden für sein Grab zu suchen. Habt ihr Zehrgeld? Doch nein, es braucht kein Zehrgeld, die Raben werden kommen, uns zu speisen, und die Bäume am Wege werden sich neigen, um uns ihre Früchte anzubieten. Betet, betet, es ist eine heilige Pilgerfahrt! Wo ist mein Rosenkranz? Wer hat ihn mir genommen?“

Ein kleines Mädchen griff in die Tasche und bot ihr einen Rosenkranz an.

„Das ist nicht der meine,“ sagte sie; „der meine legt sich um den ganzen Erdkreis. Seine Körner sind aus dem heiligen Kreuz gemacht, woran der Herr gehangen. St! St! Rauscht es nicht in den Lüften?“

Die Kinder schauten empor.

„Es ist nichts,“ sagte sie, „ich glaubte ein Engel würde meinen Rosenkranz wiederbringen; aber der Engel ist nach Rom geflogen.“

„Erzähle uns ein Stückchen, Mathilde!“ sagte das Mädchen, welches ihr den Rosenkranz angeboten.

„Ich soll euch immer erzählen,“ entgegnete die Wahnsinnige; „ach, es ist so langweilig, das Erzählen; doch ich will es heute noch einmal thun. Morgen nicht mehr, denn morgen ist der Engel da! Es war einmal eine Königin, die trug die Sterne des Himmels als Diadem um das Haupt; die Königin hatte eine Tochter, und diese Tochter trug ein Veilchen auf der Brust, ein Veilchen, welches das ganze Königreich mit seinem Wohlgeruche erfüllte. Sie hätte das Veilchen nicht gegeben um Vieles. Aber da kam in einer Wolke die Königin der Nacht herabgefahren; deren Augen glühten, wie brennende Kohlen, und sie riß der Prinzessin das Veilchen von der Brust und zerstampfte es mit ihren Füßen.“ –

„Ich bin müde,“ sagte sie jetzt, „geht, ich kann nicht mehr erzählen. Kommt wieder, wenn das Mädchen mit dem Veilchen gestorben ist, dann sollt ihr Blumen auf ihr Grab streuen. Geht!“

Traurig legte sie das magere Gesicht in die Hände und verstummte.

Die Kinder gingen, denn sie wußten, daß Mathilde jetzt nicht mehr erzählen würde.

Als die Kinder sich entfernten, wurde die Gestalt eines zerlumpten Bettlers hinter dem Laubwerke der Sträucher sichtbar. Struppiges, hier und dort greises Haar hing um seinen, vom Wetter gebräunten Scheitel; seine Augen lagen erloschen und tief in den Höhlen. Als er die Wahnsinnige sah, schauderte er zusammen und bückte sich wieder in die Zweige nieder. Schwere Seufzer hörte man am Boden und ihm folgte unterdrücktes Schluchzen.

Mathilde erhob den Kopf und schaute umher. Da sie nichts sah, sprach sie vor sich hin: „Der Engel bleibt lange, ich sehe wohl, ich muß wieder pilgern, hier finde ich doch keinen geweihten Boden, und er muß gegraben sein, sonst fressen ich die Geier! Wo ist mein Rosenkranz, Michael, wo ist mein Rosenkranz!“

Jetzt erhob sich der Mann und trat vor die Wahnsinnige hin.

Sie schaute ihn an, lange, lange: die Blässe ihres Gesichtes verschwand, eine helle Röthe trat an ihre Stelle. Das irre Auge belebte sich, es erhielt wieder einen vernünftigen Ausdruck. „Ah,“ sagte sie, „du bist Michael, du warst heute nicht in der Schule, was wird der Lehrer sagen!“ Noch Manches sprach sie, aber Alles, was sie sagte, verrieth, daß sie glaubte, wieder das kleine Schulmädchen zu sein.

Michael – er war es wirklich – wagte nicht zu sprechen, um den Zauber nicht zu zerstören. Er wußte von ihrem Wahnsinn; eine alte Frau, welche ihm im Walde begegnet war, ohne ihn wiederzuerkennen, hatte ihm ihren schrecklichen Zustand beschrieben.

„Gehe nach Hause,“ sagte er endlich, „wenn die Nacht kommt, klopfe ich an deine Hausthüre. Ich habe Vieles mit dir zu sprechen.“

„Es ist gut,“ antwortete sie und wandte sich zum gehen, indem sie den langen Stab aus den Händen warf und nach Art der Schulmädchen dahintrippelte. Zu hause forderte sie zum Erstaunen ihrer beiden Wächter eine Schiefertafel und gab sich emsig an's Rechnen. „Wenn der Michael kommt,“ sagte sie zum Kutscher, „dann muß es fertig sein.“

Seit der Umnachtung ihrer Vernunft hatte sie diesen Namen nicht mehr genannt. Was war mit ihr vorgegangen? Niemand wußte es.

Am Abend klopfte Jemand leise an die Hausthüre; der Kutscher öffnete, ein Bettler stand vor derselben und begehrte Einlaß. „Ich

sollte Euch kennen,“ sagte der Kutscher, „wer seid Ihr?“

„Ein Mensch,“ antwortete Michael, „den der Fluch durch allem, alle Meere und über alle Länder getrieben, ein Mensch, der diese Schwelle nie mehr betreten sollte. Kennst du mich jetzt?“

Der Kutscher schaute ihn aufmerksam an, dann ballte er die Fäuste und schrie: „Hinweg, Verruchter, oder ich schlage dir den Hirnschädel entzwei!“

„Wohl hätte ich's verdient“, antwortete Michael ruhig, „aber ehe ich sterbe, laß mich dein Herrin des Wahnsinns entledigen.“

„Kannst du das?“ fragte der Kutscher und trat einen Schritt zurück. „Die Hilfe steht in Gottes Hand, aber ich will wenigstens alle Hebel der Wissenschaft in Bewegung setzen. Mein Name ist verschollen, verschwunden, wie ein glänzender Meteor, aber Kraft fühle ich noch zum Höchsten, auch zu diesem. Laß mich also gewähren, nachher magst du mich meinetwegen tödten!“

Mathilde kam leichten Schrittes herbei und zeigte Michael, was sie gearbeitet. „Es ist gut, mein Kind,“ sagte er; „aber heute kann ich nicht lange bleiben, ich muß nach Bonn zurück, die Professoren warten meiner.“

„Bist du denn nicht der Michael?“

„Ich bin's, hast du nicht den Preis gesehen, welchen ich davon trug?“

Mathilde strich sich mit der Hand über die Augen und fragte: „Wann war das?“

„An dem Tage, als Herr Perger kam, um deinen Vater um deine Hand zu bitten.“

„Ah, ich erinnere mich, und an demselben Tage habe ich dir die Treue versprochen. Nicht wahr, ich bin dir doch treu geblieben?“

„Treu wie Gold! Aber nicht Alle sind treu geblieben, die es damals waren.“

„Wer nicht?“

„Laß die Leute hinausgehen, und ich will es dir sagen.“

„Geht!“ sagte Mathilde; und der Kutscher und die Magd verließen das Zimmer. Auch wir lassen sie allein. Wie Michael es anfang, ihre Sinne allmählig aus der Erstarrung zu lösen, ist ein nur ihm bekanntes Geheimnis. Seine Kunst, die so lange geschlummert, seine Wissenschaft, die im Feuer der Leidenschaft, im Bisse des Gewissens und im Gefühle wohlverdienter Täuschung untergegangen schien, erwachte noch einmal in voller Stärke. Vielleicht kam ihm auch die Einwirkung seines plötzlichen Erscheinens zu Hilfe, aber die Hand Gottes bediente sich seiner nur, um an der Wahnsinnigen ein Wunder zu verrichten.

Der Kutscher und die alte Magd harrten draußen in ängstlicher Spannung des Erfolges, aber sie harrten vergebens. Endlich gegen Mitternacht, als der Kutscher schon im Begriffe war, die Thürklinke zu heben, da ertönte drinnen ein herzdurch-

dringender Schrei. Mathilde lag am Boden, Michael stand mit gefalteten Händen vor ihr.

„Hast du sie gemordet?“ schrie der Kutscher im Tone der Verzweiflung.

„Dem Himmel sei Dank,“ entgegnete Michael, „sie ist gerettet! Ihr Geist ist dem Lichte der Vernunft zurückgegeben, aber ihr Körper wird eine schwere Krankheit durchmachen müssen. Bringt sie zu Bette, aber laßt mich an ihrem Lager wachen, bis sie genesen ist, denn der Tod ihrer Eltern muß ihr auf eine Weise mitgeteilt werden, daß sie nicht von neuem in Irrsinn zurückfällt.“

Michael hatte wahr gesprochen; die Krankheit war schon da, und vom Rande des Grabes mußte sie zurückgeholt werden. Michael verließ sie keinen Augenblick, tag und Nacht wich er nicht von ihrem Bette. Aber ihm war keine Mühe, keine Entbehrung zu groß, und seiner Kunst gelang es, sie zu retten.

Als die Krisis einbrach, da kniete er vor dem Bette nieder, seine Gebete flogen zum Himmel, er gelobte sein ganzes Leben der Buße, wenn Gott seiner Kunst die Krone aufsetzen wolle. Und Gott erhörte ihn.

Im Schweiß gebadet erhob sie am nächsten Tage das Haupt und schaute ihn an, indem sie mit schwacher Stimme fragte: „Bist du es, Michael!“

„Ich bin es, Mathilde!“ gab er zur Antwort. Aber ein Strom von Thränen erstickte seine Stimme und er konnte nicht weiter sprechen.

Nach einer Weile fragte sie wieder: „Wann sah ich dich zuletzt? Ach, ich weiß es; an dem Tage, wo du mir auf fliegendem Rosse die schreckliche Nachricht brachtest. Es muß schon lange her sein, denn ich war damals noch fröhlichen Herzens. Wo sind Vater und Mutter?“

Ein neuer Thränenstrom ergoß sich aus seinen Augen.

„Sprich nicht!“ flüsterte sie. „Sie sind hinübergegangen. Sie mußten gehen, um ihr Kind dort empfangen zu können. Es ist mir, wie im Träume und wie vor langer Zeit, aber ich habe ihren Leichenzug gesehen, und ich bin selber hinter demselben hergegangen und habe Erde auf ihr Grab gestreut. Es ist gut, Michael, daß sie gestorben sind. Wäre ich nur auch todt!“ Dann wandte sie sich um und schlief ein.

Erst um Mitternacht erwachte sie aus dem Schlafe. Michael stand noch vor ihrem Bette und beobachtete jeden Athemzug.

„Nun bin ich stark,“ sagte sie, indem sie sich emporrichtete, „jetzt will ich Alles hören, was dich betrifft. Verschweige mir nichts.“

Und Michael erzählte Alles und schonte seiner selbst nicht.

Als er seinen Verrath schilderte, da zuckte sie wohl zusammen, aber sie erholte sich bald wieder und bat ihn, fortzufahren. Und als er nun die Untreue seiner Gattin vorbrachte, da weinte das

gute Mädchen über den Schmerz, den er empfunden haben müsse.

„Du hast gedarbt,“ sagte sie, „ich sehe es an deinem Gesichte, an deiner Kleidung. Was hast du mit dem Reichthume der Marchese angefangen?“

„Ich habe ihn von mir geschleudert und das Brod des Bettelns vorgezogen. Nur ein Gedanke beseelte mich, dich noch einmal zu sehen, dein Verzeihung anzuflehen und dann zu sterben.“

„Armer Michael,“ sagte sie, „es war möglich, daß sich deine Sinne für einen Augenblick be rauschten, aber du konntest deine Liebe nicht für immer vergessen. Ich wußte das!“

„Also du verzeihst mir, du Engel in Menschen-gestalt?“

„Nenne mich keinen Engel, Michael; es ist Sünde. Aber verziehen hab' ich dir, und da hast du meine Hand darauf.“

„Michael ergriff die dargebotene Rechte und drückte einen Kuß auf diese, einst so volle, jetzt so magere Hand.

„Ach, es waren schöne Tage, Michael, die wir zusammen verlebten,“ fuhr Mathilde mit sanfter Stimme fort, „und wie schön hätten sie erst werden können, wenn – wenn – wenn die Versuchung nicht so stark über dich gekommen wäre. Du hast bitter gesühnt. Auch ich habe gelitten; ich fühle, daß der Wahnsinn auf meinem Haupte gelegen, der Wahnsinn, den du von mir gebannt. Ja, du! Meine Ahnung sagt es mir. Doch, warum klagen? Geschehene Dinge sind nicht zu ändern!“

„Es ist mir daran gelegen, Michael, dich wissen zu lassen, daß ich keine Groll gegen dich hege, ja daß ich dich noch liebem wie sonst. Du sollst und mußt das wissen, um deiner Ruhe willen, denn ich nehme heute Abschied von dir, um dich nie wiederzusehen.“

„Mathilde,“ seufzte Michael, „sollte es nicht möglich sein, daß wir noch gemeinsames Glück genossen?“

„Schlage dir diesen Traum aus dem Gedächtnisse, armer Michael! Einst wäre es mein höchstes Glück gewesen, dein Weib zu sein, aber das geht nicht mehr! Es liegen zu viele Leichen zwischen mir und dir. Sie würden die todten Hände erheben und unsern Bund gewaltsam zerreißen. Meine Liebe bleibt dir, aber ich werde die Braut des Himmels! Versuche es nicht, diesen Vorsatz zu erschüttern – er steht fest! Nimm diesen letzten Kuß und scheid. Werde glücklich! Im Himmel sehen wir uns wieder!“

Sie küßte ihn auf die Lippen und gab ihm ein Zeichen, das Zimmer zu verlassen.

Michael senkte das Haupt und ging; an der Thüre wandte er sich noch einmal um, dann brach er in lautes Schluchzen aus und entfernte sich. Seine Schritte dem Walde zuwendend wurde er von dem nachblickenden Kutscher bald nicht mehr ge-

sehen.

Wenige Tage darauf erzählten die Leute, drunten in der wildesten Felsschlucht habe sich ein Klausner niedergelassen, der vom frühen Morgen, bis zum späten Abende mit den Knien auf dem harten Steine liege und mit ausgestreckten Armen nicht aufhöre zu beten.

Mathilde genas bald. Als sie zum erstenmale die Stube verließ, rief sie den Kutscher und die Magd herbei und sprach: „Habt Dank für Alles, was ihr mir Liebes gethan; ich muß von euch scheiden, ein Gelübde ruft mich in's Kloster zum Herzen Jesu. Lebet wohl!“

Die treuen Diener küßten ihr die Hände und weinten. Sie aber wanderte hinweg.

Im Kloster zum Herzen Jesu trat sie das Noviziat an; die ganze Umgegend sprach von ihrer Frömmigkeit und Demuth und die Priorin bekannte, daß sie selbst kaum werth sei, unter ihr zu dienen.

Als sie eingekleidet wurde, war die Kirche zu klein, denn die ganze Umgegend war herbeigeströmt, um der Ceremonie beizuwohnen.

Ganz zu unterst an der Thüre stand auch ein frommer Waldbruder; als ihr das lange glänzende Haar abgeschnitten wurde, stürzte der Waldbruder, welcher kein Auge von Allem abgewandt hatte, zusammen und mußte auf die Straße hinausgetragen werden.

Der Mann, welcher ihn auf starkem Arme hinausgetragen hatte, schlug ihm die Kapuze zurück, und als er das Gesicht sah, sprach er zu sich selbst: „Der Tod wäre besser!“ Da schlug der Klausner die Augen auf und erkannte den Kutscher. „Mein Freund,“ sprach er, „das Gericht Gottes erfüllt sich. Bete für mich!“

Von diesem Tage an ward der Klausner nicht mehr gesehen.

Jahr um Jahr verging, und wie sich auch die Weltlage änderte, in dem Kloster blieb sich Alles gleich. Der Ruf von Schwester Bertha's Frömmigkeit aber drang überall hin und die Leute kamen weit und breit, um an der Stätte zu beten, wo ihr Fuß den Boden berührte.

Sie hatte nur einen Wunsch, den, bald mit ihren Eltern im Himmel vereinigt zu sein. Aber es dauerte lange, bis Gott diesen Wunsch erhörte. Zwanzig Jahre lang sollte sie noch die Last des Lebens tragen.

Die Aebtissin war gestorben; Mathilde trat an ihre Stelle, weil es die Schwestern so wollten, aber sie that es nur mit Widerstreben.

Im Mai des zwanzigsten Jahres endlich streifte ihr Geist die irdische Hülle ab. Mit den Blumen des Frühlings geschmückt lag sie im Sarge. Durch ihren Tod ward das Kloster und die ganze Umgegend in die tiefste Trauer versetzt.

Ehe ihre irdischen Ueberreste der Erde übergeben wurden, schellte ein Unbekannter an der

Klosterpforte; es war ein Priester, welcher in Asien und Afrika den Wilden das Evangelium gepredigt hatte. Die Gnade Gottes führte ihn in diesem für ihn so wichtigen Augenblick aus den fremden Welttheilen auf den heimatlichen Boden zurück. Der Pförtnerin, die nach seinem Begehren fragte, antwortete er: „Laß mich ein, um ein Vater unser bei der Leiche zu beten!“ Als ihm sein Wunsch gewährt wurde, wankte er auf den offenen Sarg zu, an dem er, in inbrünstiger Andacht hingegossen, lange betete. Als er geendigt hatte, nahm er einen Rosenkranz vom Gürtel und wand ihn der Todten um die gefalteten Hände, dann sank er neben dem Sarge nieder, rief mit lauter Stimme: „Mathilde, ich komme!“ und war ebenfalls eine Leiche.

Die Leser kennen diesen Priester. Möge Gott seiner Seele gnädig sein!

Teil III

Lyrik

Soldaten-Lied

Lebt wohl! die Trommel wird geschlagen,
Und gebt zum Abschied uns die Hand!
Wir müssen jetzt den Feind erjagen
Für König und für Vaterland!

Schon stampften an der nahen Grenze
Die fremden Gäule unsern Sand;
Frisch auf, mein Kind, dies Glas kredenze
Für König und für Vaterland!

Der Säbel klirrt, die Fahnen flattern,
Die Luntten sind schon angebrannt,
Und horch! die fernen Büchsen knattern
Für König und für Vaterland!

Nun fort! es brüllen die Kanonen,
Zerrissen ist des Friedens Band;
Wir würfeln jetzt um Fürstenkronen
Für König und für Vaterland.

Hurrah! nun mitten in die Glieder
Und mitten in die Eisenwand
Und mäht die stolzen Feinde nieder
Für König und für Vaterland!

Nun haltet muthig, sonder Zagen
Vor all den offnen Läufern Stand,
Wir müssen Mann um Mann erschlagen
Für König und für Vaterland!

Und trifft uns selber das Verderben,
So thun wir ab des Lebens Tand,
Und sterben stolz, wie Männer sterben,
Für König und für Vaterland!

Dann fliegen himmelwärts die Seelen
Und feh'n, zum Schlachtengott gewandt:
Laß unserm Heer den Sieg nicht fehlen
Für König und für Vaterland!

Und seh'n wir an die deutschen Fahnen
Nach unserm Tod den Sieg gebannt,
So zieh'n wir fröhlich unsre Bahnen
Für König und für Vaterland.

Menschliches Leben

Des Menschen Leben gleicht der Meeresfluth:
Im großen Ocean der Geister eingeschlossen
Wird's nimmer ihm so flügelleicht und gut,
Daß schrankenlose Freiheit je ihm zugefloßen.

Jetzt strömt's im Busen, Well' auf Welle schwillt,
Es will mit Allgewalt aus seinen Ufern rauschen,
Doch hält's ein starr Gesetz, und ungestillt
Muß ewig Sehnen mit der Nichterfüllung tau-
schen.

O wogend Meer, o stets bewegtes Herz,
Die Ruhe kommt, wenn Alles einst versinket,
Es stirbt im letzten Lebenshauch der Schmerz,
Wenn unsre Seele Licht aus Eden trinket.

So sei denn ruhig, Mensch mit deinem Gram,
Das Herz wird langsam ja zu Asche brennen,
Und alles Leid, was quälend drüber kam,
Wirst du, wir Ruf aus fernem Land nur kennen.

Nur Ein's erfleh' ich weinend vom Geschick,
Daß bald die Gluth die Sinne mir verzehre
O tödte schnell des Geistes trüben Blick,
Damit der Schmerz, nicht allzu lange währe!

Ein Sargesbrett, ein wenig Erde reicht,
Und meinem armen Herzen wird es leicht.

Zwei Blättchen

Ich liebe die Blätter, im Wald und im Hag,
Ihr Säuseln und Lispeln, ihr Scherzen und Kosen,
Ich liebe die Blätter, wenn Blitz und wenn Schlag
Die wogenden Wipfel im Sturme durchtosen.

tragen.

Von allen den Blättern, die jemals ich sah,
Sind zwei mir, ach zwei nur, zu eigen geblieben;
Die stehen dem Herzen so wunderbar nah,
Als müßt' ich wie menschliche Wesen sie lieben.

Sie sind nicht gewachsen im rauschenden Wald
Und nicht in der Tropfen heißbrodelndem
Glühen
Sie reizen den Blick nicht durch schöne Gestalt,
Das Aug' nicht durch farbiges, funkelndes
Sprühen.

Ein Scherben mit Erde auf hohem Balkone –
Da grünt sie lustig zur herbstlichen Sonne
Und dachten wohl nimmer, daß damals sich schon
In ihrem Geäder verberge die Wonne.

Ich habe sie lange am Busen getragen,
Nun ruh'n sie verborgen im heimlichen Schrein:
Mir bangte, des Herzens wildstürmisches Schla-
gen
Es rieb sie zu Pulver, es pochte sie klein.

Noch seh' ich die Holde zum Strauche gebückt,
Als zitternd und glühend ich bei ihr gestanden;
Sie hat die zwei Blättchen da oben gepflückt,
Wo Liebe und Sehnsucht die Sinne mir banden.

Das Eine, das nahm ich mit sanfter Gewalt,
Sie hätt' es mir nimmer freiwillig gelassen;
Das And're, das gab sie – doch schied sie so bald!

–
Sie gab's nicht mit Liebe, doch auch nicht mit
Hassen.

So sollt ihr denn liegen im heimlichen Schrein,
Wie zwei Diamanten in goldener Ruhe.
Um Mitternacht schau' ich allnächtlich hinein,
Wenn Alles im Hause in Schlummer und Ruhe.

Dann wird's mir so wehe, dann wird's mir so
bang,
Als müßt ich vor heimlichem Leide vergehen,
Und dennoch ich küsse die Blättchen so lang,
Bis Thränen im zitternden Auge mir stehen.

Dann berg ich sie wieder und denke dabei:
Sei ruhig, du mußt das Geschick nicht verklagen,
Dein Lieben, dein Sehnen ist göttlich und frei,
Dein Schmerz ist der Erde, du mußt ihn schon

Cäsar's Tod

Welch' fürchterliche Nacht! Welch' Stürmen
Umsauset Burg und Capitol!
Die Dächer stürzen von den Thürmen
Die Tiber dröhnet dumpf und hohl!

Die Luft ist voller Feuerzeichen,
Ein Blutstrom quillt herab auf Rom,
Den Mond umgibt ein Ring von Leichen,
Vom Himmel droht ein Schreckphantom.

Das Herz fehlt allen Opferthieren
Der Flug der Vögel geht verkehrt;
Es rasselt an den Tempelthüren,
Und alle Ordnung ist gestört.

Calpurnia beschwört den Gatten:
Mein Cäsar, geh' nicht zum Senat!
Vor meinen Augen schweben Schatten
Und meine Seele ahnt Verrath!

Mir träumte, dass ich deine Leiche
Frisch blutend in den Armen hielt!
Im Herzen fühl' ich Schwerterstreiche,
Die auf des Gatten Brust gezielt!

Umsonst! die Würfel sind gefallen,
Kein Fleh'n, kein Bitten rührt sein Ohr! –
Noch einmal warnt ihn in den Hallen
Der Philosoph Artemidor.

Doch Cäsar lehnt im gold'nen Sessel
Und dünkt ein Gott sich, stark und groß,
Indeß des Todes blut'ge Fessel
Schon klirrend rollt auf seinen Schooß.

Die Toga reißt ihm Cimber nieder
Du Casca's Dolch trinkt Cäsar's Blut;
Der Held ermannt sich, fasst sich wieder,
Doch sechzig Messer blitzen Wuth.

Auch Brutus stürzt ihm wild entgegen,
Und stößt mit scharfer Spitze zu.
Da beugt sich Cäsar solchen Schlägen
Und spricht voll Weh: Auch Brutus du?

Die Toga um das Haupt gewunden
Empfängt er lautlos seinen Tod;
Das Blut aus dreiunddreißig Wunden
Es färbt Pompejus' Säule roth.



Napoleon am Grabe Friedrich's des Großen

Todtenstille war's im dunkeln Raume,
Wo der große Heldenkönig schlief!
Plötzlich scholl's vom Sarg, als ob im Traume
Friedrich's Mund nach Hengst und Degen rief.

Durch die Wölbung fuhr ein leises Dröhnen,
Dann ward's still und öde, wie zuvor. –
Von den Marmorstufen aber tönen
Laute Schritte durch das Grabesthor.

Knarrend dreht sich jetzt die Doppelpforte,
Frankreich's Kaiser schreiter ernst herein,
Und entblößten Hauptes, ohne Worte
Naht er sich dem modernden Gebein.

Still, verschränkten Armes, stand er lange,
Senkte seinen Blick auf jenen Sarg,
Und die Ehrfurcht trat auf Stirn und Wange,
Die das Herz in seinen Falten barg.

Seine Generäle standen ferne,
Wagten nicht, dem heil'gen Staub zu nah'n,
Dessen kalte, todt' Augensterne
Noch im Sarg mit Zürnen auf sie sah'n.

Wär' der große König nicht gestroben,
Nimmer läg' die Schmach auf Volk und Reich;
Seine Grenzen wären wohl geborgen
Und die Feinde flöhen schreckensbleich.

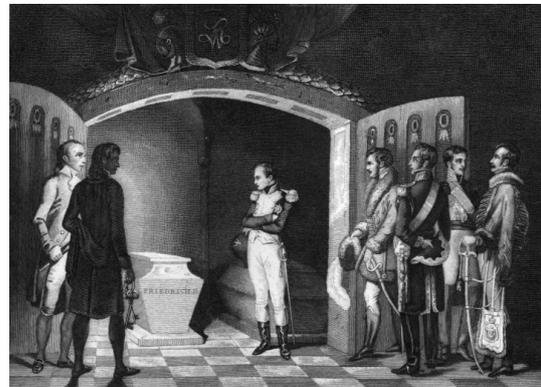
Nimmer hätt' ihm Hut und Wehrgehänge
Angetastet deine kühne Hand,
Und das Schwert, das du gewonnen, schwänge
Flammend er ob allem deutschen Land.

Was der Kaiser sinnend da erwogen,
Keiner Menschenseele ward es kund,
Was ihm ahnend durch die Brust gezogen,
Nie verieth's des Corsen stolzer Mund.

Größe gegen Größe stand er schweigend,
Doch der Staub im Königssarge sprach.
Und dem Kaiser, sich zum Abschied neigend,
Klang es aus dem Grabgewölbe nach:

„Trotz'ger Sieger, meines Staubes Geister,
„Leben mahnend, drohend ewig fort,
„Sie gebären dir den Herrn und Meister,
„Schalt des todt'en König's Rachewort.

„Meine Enkel holen Hut und Degen
„Aus der Hauptstadt dir mit Schwertesstreich,
„Meiner Enkel Kinder aber legen
„Einst auf meinen Sarg das deutsche Reich.“



Todtenkranz auf das Grab der Königin Stephanie von Portugal

Es war im Maien – alle Knospen schwellen
Und alle Herzen schlugen laut,
Von unsern Kirchen und Kapellen schollen
Die Glocken einer Königsbraut.

Wir standen an den Wegen, sie zu schauen
Und weinten Luft und weinten Leid,
Wir tauchten unsern Schmerz in Gottvertrauen
Und gaben betend ihr Geleit.

Da zog sie hin, vom Ocean getragen,
Dem Ruhm entgegen und dem Glanz;
Den leichten Königsmantel umgeschlagen
Umwob sie heller Strahlenkranz.

Wir bauten stolze Schlösser auf und wähten,
Sie gründe dort ein neu Geschlecht,
Doch als vom Abschied noch die Augen thränten,
Da kam das Weh erst tief und recht.

Die Schlösser warf der Sturm uns in Ruinen,
Wir waren reich, nun sind wir arm.
Und was uns einst die höchste Lust geschienen,
Verwandelt sich in bitterm Harm.

Da liegt sie auf des Königs Purpurbette,
Vom Duft der Jugend noch verschönt;
Der Geist entfloh, den Körper hält die Stätte,
Wo fürder nur die Klage tönt.

Dom Pedro, deine Rose ist entblättert,
Entblättert, eh' sie ganz erblüht,
Ein einz'ger Schlag hat Alles dir zerschmettert,
Was ganz erfüllte dein Gemüth.

Doch ärmer bist du nicht, als wir am Rheine,
Dir starb ein frommes herrlich' Weib,
Wir knien betend auf dem leeren Steine
Und du, o König, hältst den Leib.

Getrost, die Erde ist kein ew'ger Kerker,
Die Riegel springen einst entzwei;
Dann schwingen wir von Erker uns zur Erker,
Die Seele wird der Fesseln frei.

Und wo die Kön'ge mit den Bettlern wohnen,
Wo Pflug und Scepter gleichgestellt,
Da schau'n wir sie als Fürstin solcher Kronen,
Die selten trägt ein Kind der Welt.

Die Antilope unter den Löwen

Glühend aus dem wolkenlosen Bogen
Brennt die Sonne auf den heißen Sand,
Und erstieckend wälzt in gelben Wogen
Sich der Sammum über Wüstenland.

Afrika's Gefilde ruh'n, es schweigen
Mensch und Thier in namenloser Qual,
Und die Halme, die sich kraftlos neigen,
Seufzen nach dem wasserreichen Thal.

Einen Tropfen nur, o Wüstenengel,
Gieß' aus deiner Schale in die Gluth,
Einen Tropfen nur auf Blatt und Stengel!
Laß uns trinken, gib uns Kraft und Muth!

Kein Erbarmen! – Heißer dampft die Erde
Und es schreitet überall der Tod.
Jammernd sinkt der Wüste rasche Heerde,
Stündlich wächst das Elend, steigt die Noth.

An des Felsens scharfer Kante kauert
Eine Antilope todesmüd!
Jede Fiber ihres Körpers schauert,
Jede Ader, jede Muskel gliht.

Plötzlich schweigt des Sammum's wildes Toben
Und der Himmel zeigt sich weiß und klar;
All' die Sandgewölbe sind zerstoben,
Ruh' und Schweigen herrschet wunderbar.

Auch die Antilope kehrt zum Leben,
Schwankend schreitet sie den Fels entlang;
Wo die grünen Palmen sich erheben
Steht sie ängstlich still und lauschet bang.

Ach, sie mag wohl ängstlich steh'n und lauschen,
Hier Verschmachten, dort ein blut'ger Loos;
Wo die süßen Quellen lieblich rauschen
Schläft der Löwe in des Schattens Schooß.

Doch, vom Durst getrieben, schwankt sie weiter
Und erreicht den röhrichtgrünen Rand;
Vor ihr liegt der Quell so lachend heiter
Und benetzt den glüh'nden Uferstand.

Leise neigt sie jetzt das Haupt zum Trinken
Neues Leben strömt in Mark und Bein,
Und die kühlen Himmelstropfen sinken
Wonnig in den dürren Schlund hinein.

Tiefer, tiefer in die frische Welle!
Auf dem Grunde schläft die wahre Kraft,
Die den breiten Blättern an der Quelle
Solch' ein paradisisch Grünen schafft.

Und sie taucht und trinkt und tauchet wieder,
Seligstes Vergessen macht sie kühn;
Schnellkraft strömt belebend durch die Glieder
Und der Sorge düst're Bilder flieh'n.

Plötzlich, als am höchsten ihr Behagen,
Brüllt vom Fels ein schrecklich wilder Ton,
Und des Löwen scharfe Tatzen schlagen
Sich in's Fell der Neugebornen schon.

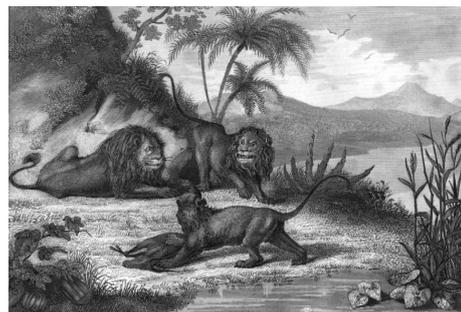
Rieselnd aus der breitgeriß'nen Wunde
Strömt das warme, jugendliche Blut,
Färbt die Wasserkreise in der Runde,
Tränkt des Wüstenbornes klare Fluth.

Und der Löwe schleppt die zarte Beute
Brüllend aus dem Röhricht auf den Sand,
Wo der Wüste blutgewohnte Meute
Off'nen Rachens kampferüstet stand.

Zwei Genossen steh'n bereit zum Sprunge,
Peitschen mit dem Schweif der Erde Staub,
Recken langgedehnt die gier'ge Zunge
Nach des Kameraden leichtem Raub.

Jetzt beginnt ein Kampf auf Tod und Leben,
Durch die Wüste schallt ein Schrei der Wuth;
Kron' und Schaft der schlanken Palmen beben
Und der Felsen raucht von Leuenblut.

Doch die Antilope ward zerrissen,
Ihre Knochen liegen nah' dem Born;
Wo die Löwen sich im Zorn zerbissen,
Bleicht ihr Schädel mit dem Doppelhorn.



Peter, der Eremit

Kahlen Haupt's, mit silberweißem Barte
Zieht der Eremit durch Berg und Thal;
Hoherhoben, gleich der Kriegsstandarte,
Glänzt sein Kreuz im lichten Sonnenstrahl.

Von den Höhen sprengt auf schnellem Rappen
Mancher Rittersmann durch Bach und Moor,
Eilt so hastig, daß die Schaar der Knappen
Fast des Bügels festen Halt verlor.

Aus den Dörfern, aus den Städten wallen
Alt und Jung in langem Zug herbei,
Und die weiten Thäler wiederhallen
Von des Volkes lautem Gnadenschrei.

Und der Eremit erhebt die Stimme,
Spricht begeistert von dem heil'gen Land,
Wo, verfolgt von Menschenhaß und Grimme,
Gottes Sohn den Tod am Kreuze fand.

Spricht vom Grabe, das in Türkenhänden,
Von der Christen Noth, der Pilger Leid;
Darf der Muselman die Stätte schänden,
Die dem höchsten Herrn der Welt geweiht?

Auf, ihr Edeln, greift zu Schwert und Lanze,
Gott der Herr, er ruft euch selbst zum Streit!
Junges Volk, laß' ab vom Spiel und Tanze,
Komm' und kämpfe für die Ewigkeit!

Seine Worte werden Feuerwellen
Und sie zünden hier und zünden dort,
Bis die Herzen zuckend überschwellen –
Und Begeist' rung reißt die Menge fort.

Mir das Kreuz, ich will zum heil'gen Lande,
will die Gnadenstellen alle seh'n.
Wo am Kedron und am Jordanstrande
Seines Fußes heil'ge Stäpfn steh'n!

Mit geweihtem Schwerte will ich schlagen,
Daß der Herr die Sünden mir verzeiht;
Will das Kreuz im Dienste Gottes tragen,
Bis das Grab aus Frevlerhand befreit!

Schluchzend knien Knecht und Ritter nieder
Und es mehrt sich stets die muth'ge Schaar,
Die dem Herrn die eisenstarken Glieder
Freudig jubelnd bringt zum Opfer dar.

Helm und Harnisch glänzen durch die Felder,
Unaufhörlich wächst der Panzer Zahl;
Und der Hufschlag schallt durch alle Wälder –
Viel gerüstet Volk erfüllt das Thal.

Weiter, immer weiter gegen Süden
Blitzt das Schwert und ragt der hohe Speer;
Nimmer will das Abendland ermüden, –
Unermeßlich wogt das Kreuzesheer.

Am Wüstensaume

Am Wüstensaume ragt mit ihren Thürmen
Die Stadt, und drüben blaut das weite Meer;
Die Fluth ist glatt, und sicher vor den Stürmen
Zieht hochgemastet Schiff um Schiff daher.

Und vor den Thoren in dem heißen Sande,
Wo hier und dort ein schattenloser Baum,
Da zieht, sein Dromedar am Halfterbände,
Der Wüstenwaller zu des Zelttes Raum.

Und aus der Höhe sinkt der Abend nieder,
Bedeckt Stadt und Sand und Dromedar;
Und süße Kühlung stärkt die müden Glieder
Und hebt den Muth des Wallers wunderbar.

Er denkt auf seinem Pfühl der fernen Schätze
Und reckt im Traum die Hand nach ihnen aus;
Schon kehrt er heim und grüßt die lieben Plätze
Und bleibt für immer nun im Vaterhaus.

Der Morgen kommt, die Stadt ist voll von Leben,
Doch bleibt es todtentill am Wüstensaum;
Was ist's, daß Mensch und Thier sich nicht erhe-
ben?
Was macht so lang und dauernd ihren Traum?

Es ist kein Schlaf — ist Tod! Im Sand begraben
Bis an die Spitze liegt des Schläfers Zelt;
Nicht Haus, nicht Heimath wird das Herz ihm
laben,
Der Wüstensaum ward Grenze seiner Welt.

